



ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

DREIZEHNTER BAND

1976/77

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

ÖFFENTLICHE SITZUNG DES
ORDENSKAPITELS
IN DER AULA DER UNIVERSITÄT BONN
2. JUNI 1976
REDEN UND GEDENKWORTE

BEGRÜSSUNGSWORTE
DES ORDENSKANZLERS

Herr Bundespräsident,
Exzellenzen, Herren Minister und Abgeordnete,
Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Namens des Ordenskapitels danke ich Ihnen, daß Sie unserer Einladung zur dreiundzwanzigsten öffentlichen Sitzung des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste gefolgt sind, und heiße Sie herzlich willkommen. Der erste Gruß gebührt Ihnen, hochverehrter Herr Bundespräsident, der Sie Protektor des Ordens sind und ihm, trotz Ihrer vielen Pflichten, Ihre fortdauernde Anteilnahme zuteil werden lassen, was wir gestern, als das Kapitel sich mit Ihnen zu einem Gespräch in Ihrem Amtssitz zusammenfand, und heute Mittag, als es bei Ihnen zu Gast war, abermals dankbarst erfahren haben. Sodann grüße ich Herrn Bundesminister Prof. Maihofer, der neben der persönlichen Aufmerksamkeit, die er beständig dem Orden schenkt, das ganze Jahr über dadurch ganz wesentlich behilflich ist, daß in seinem Ministerium das Ordenssekretariat seinen Ort hat, das uns in anerkennenswert unbürokratischer Weise behilflich ist. Wir danken dafür und schließen in diesen Dank auch die Herren des Bundespräsidialamts ein, die dort für die Belange des Ordens zuständig sind.

Ferner begrüße ich die Vertreter der Kirchen und des Direktoriums des Zentralrates der Juden in Deutschland, die Angehörigen des Diplomatischen Korps, die Herren Abgeordneten des Bundestages und der Landtage, Angehörige von Bundesministerien, Mitglieder des Wissenschaftsrates, die Präsidenten von Akademien, wissenschaftlichen Gesellschaften und Institutionen, ganz besonders aber auch den Oberbürgermeister der Stadt Bonn, Herrn Dr. Daniels. Dem Rektor der Universität, Magnifizenz Egli, gebührt Gruß – und Dank zugleich – dafür, daß wir uns heute in der Aula der Friedrich-Wilhelms-Universität versammeln können, in einer Hochschule, mit der sich der Orden seit vielen Jahren verbunden fühlt und auf deren Festsaal für einige Zeit verzichten zu müssen, nicht leicht fiel – bei aller Würdigung der Gastfreundschaft, die uns die Stadt Bonn im Theater bzw. im Beethovensaal geboten hat. Wir sind gerne wieder ins Haus der Universität zurückgekehrt und damit auch zu denen, die die Universität im eigentlichen Sinne ausmachen: den Lehrenden und den Studierenden. Der Orden freut sich, daß beide die Einladung zu uns zustimmend aufgenommen haben. Das Kapitel heißt die Angehörigen des AStA und des Studentenparlamentes als Vertreter der Studentenschaft ganz besonders willkommen.

Zu betonen, daß der Orden von Anfang an nicht nur auf eine bestimmte Nation oder gar auf ein bestimmtes Land ausgerichtet war, daß er vielmehr schon im Gründungsjahr 1842 dreißig deutsche und sechsundzwanzig nichtdeutsche Mitglieder hatte, heißt nur, oft Gesagtes wiederholen. Aber Sie werden es gewiß nachfühlen können, welche Freude das Kapitel darüber empfindet, daß heute acht ausländische Mitglieder unter uns sind: der Althistoriker ANDREAS ALFÖLDI aus Princeton, der 1975 in den Orden gewählte Kunsthistoriker RICHARD ET-

TINGHAUSEN aus New York/Princeton, der Historiker FRANÇOIS-LOUIS GANSHOF aus Brüssel, der Biochemiker SIR ADOLF KREBS aus Oxford, der Literaturwissenschaftler EMIL STAIGER aus Zürich, der Althistoriker SIR RONALD SYME aus Oxford, der im vergangenen Jahr in den Orden gewählte Architekt KENZO TANGE aus Tokio und der Mathematiker BARTEL LEENDERT VAN DER WAERDEN aus Zürich. Alle begrüße ich wärmstens. Leider kann der Komponist PIERRE BOULEZ aus Paris, der im letzten Jahr zugewählt worden ist, infolge einer unaufschiebbaren Verpflichtung heute nicht teilnehmen.

Seit der Ordenstagung im vergangenen Jahr hier in Bonn haben wir durch den Tod verloren:

WERNER HEISENBERG, den großen Gelehrten, dem unsere ganze Verehrung galt. Er war mehrere Jahre Vizekanzler des Ordens.

THORNTON WILDER, den Dichter von weltweiter Wirkung, der mit dem Orden besonders eng verbunden war.

Ich begrüße Sie, sehr verehrte Frau Heisenberg mit Ihren Angehörigen, Sie, Mrs. Isabel Wilder und Professor Amos Wilder mit Mrs. Wilder als Geschwister von Thornton Wilder und Sie, Professor Defant und Frau Defant als Sohn und Schwiegertochter von ALBERT DEFANT, der 1974 verstorben ist und dem zusammen mit SIR JAMES CHADWICK und SARVEPALLI RADHAKRISHNAN, die ebenfalls im vergangenen Jahr von uns gegangen sind, anschließend Worte des Gedenkens gewidmet werden.

Ich versichere alle Angehörigen der Anteilnahme des Kapitels, das stolz und dankbar ist, daß die Verstorbenen zum Orden gehört haben.

Nur zwei Geschehnisse möchte ich kurz erwähnen. Der Orden hat sich im Oktober vergangenen Jahres zu einer internen Ta-

gung in Lübeck versammelt, bei der in Verbindung mit Stadt und Senat das Gedenken an den hundertsten Geburtstag von Thomas Mann, der 1955 in den Orden gewählt worden war, im Mittelpunkt stand. Der im letzten Jahr angekündigte Bildband mit Kurzbiographien aller Ordensritter von 1842 bis 1881 und mit einem gewichtigen Beitrag von THEODOR SCHIEDER »Der Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste, ein historischer Rückblick« ist erschienen, die Vorbereitung des zweiten Bandes enthaltend alle Ordensritter von 1882 bis 1952 steht vor dem Abschluß. Wir hoffen, damit allen einen Dienst erwiesen zu haben, denen auch heute noch an einer solchen Würdigung geistig und künstlerisch bedeutender Persönlichkeiten des größten Teiles des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gelegen ist. Auf das Echo in der Öffentlichkeit warten wir nicht ohne einige Spannung.

Bei der öffentlichen Sitzung des Ordens im Jahre 1966 hielt RUDOLF HILLEBRECHT eine von großer Sorge für die Zukunft unserer Städte getragene Rede über »Die Stadt und ihre Mitte«. In den Schlußworten sagte er: »Diese Stadt, insbesondere ihre Mitte, hat Generationen geprägt. Sie hat es nicht verdient, gedankenlos aufgegeben zu werden.« Wie dieses Problem nach der Zukunft unserer Städte, diese beklemmende Frage, sich heute, nach nur zehn Jahren im Urteil des Städteplaners bietet, werden wir von Herrn Hillebrecht in seinem anschließenden Vortrag hören. Zuvor aber überreiche ich zwei neu zugewählten ausländischen Mitgliedern, den Herren ETTINGHAUSEN und KENZO TANGE, das Ordenszeichen.

Übergabe des Ordenszeichens an

RICHARD ETTINGHAUSEN

Der Ordenskanzler überreichte RICHARD ETTINGHAUSEN das Ordenszeichen und sprach die folgende Laudatio:

Am 3. Juni 1975 sind Sie, lieber Herr Ettinghausen, als erster Kunsthistoriker mit der speziellen Ausrichtung auf den Islam in den Orden *Pour le mérite* für Wissenschaften und Künste gewählt worden. Ich betrachte es als Glück und Ehre zugleich, Sie in den Orden einzuführen. Unsere Wege haben sich oft berührt, im Verlauf langer Jahre hier und dort unter sehr verschiedenen äußeren Vorzeichen.

Der Orden hat von Anfang an, das heißt seit mehr als hundertfünfzig Jahren, stets hervorragende Orientalisten unter seine Mitglieder gezählt, aber der zeitbedingten Entwicklung und Ausrichtung dieser Disziplin entsprechend waren es überwiegend Sprachwissenschaftler und Historiker. Die islamische Kunstgeschichte, der man wegen der Ausweitung während der letzten Jahrzehnte ohne Bedenken die islamische Archäologie zurechnen darf, ist ja eine noch junge Wissenschaft, deren Begründer in Deutschland Friedrich Sarre und Ernst Kühnel waren, die beide – der eine mittelbar, der andere unmittelbar – auch Ihre Lehrer gewesen sind. Zunächst gingen auch Sie von der Philologie – dem Arabischen, Persischen und Türkischen – aus und Ihre Dissertation, bei der Carl Heinrich Becker Refe-

rent war, über »antiheidnische Polemik« galt einem religionsgeschichtlichen Thema. Beides – Sprachen und Religionsgeschichte – schufen eine gediegene Grundlage für die islamische Kunstgeschichte, die zu Ihrer Lebensarbeit wurde, nachdem Sie 1932 in die Islamische Abteilung der Staatlichen Museen in Berlin eingetreten waren. Was in unserem Lande 1933 und danach geschah, traf auch Sie persönlich und in Ihrer Arbeit aufs schwerste. 1934 wurden Sie Research Associate am Iranian Institute in New York, der Beginn eines überaus erfolgreichen Wirkens in den Vereinigten Staaten. Die Hauptstationen waren die New York- und die Michigan University, das Institute of Fine Arts in New York, ganz besonders aber Ihre Tätigkeit als Direktor an der Freer Gallery of Art in Washington und in den letzten Jahren im Department of Islamic Art des Metropolitan Museums in New York.

Mit diesen Wirkungsstätten sind zugleich schon die Gebiete angedeutet, auf denen Ihre großen Leistungen beruhen: nämlich Forschung, Erschließung der islamischen Kunst für die Öffentlichkeit und Lehre.

In der Forschung gibt es so gut wie keinen Bereich der Kunstgeschichte des Islam, der Ihnen nicht Grundlegendes zu verdanken hat, und zwar in der ganzen räumlichen Ausdehnung von Zentralasien und Indien einerseits bis Spanien andererseits. Sie kennen wie kaum ein anderer fast alle Monumente, auch die Werke der Kleinkunst, aus eigener Anschauung. Die muslimische Ikonographie haben Sie als Teilgebiet in methodischer Weise eigentlich erst begründet. Mit all dem schufen Sie nicht zuletzt die Voraussetzungen zu einer anderen großen und bleibenden Leistung, die einer entscheidenden Frage gilt, welche die gesamte islamische Kunst betrifft. Sie haben, wie niemand vor Ihnen, die Grundlagen, auf denen diese Kunst beruhte und

sich bildete, aufgeheilt, dabei die sehr differenzierten, historischen und geistesgeschichtlichen Voraussetzungen in der ganzen Weite vom Westen bis zum Osten in eingehenden Untersuchungen berücksichtigt und die Lösung der schwierigen Probleme, die damit verbunden sind, angebahnt. Nur eine Ihrer großen Arbeiten aus diesem Bereiche sei hier hervorgehoben: die 1972 erschienene Monographie »From Byzantium to Sasanian Iran and the Islamic World«. Das Thema ist gewiß an sich nicht ganz neu, aber Sie haben es unter ganz neuen Aspekten aufgegriffen. Der gerade in der Kunstgeschichte sehr übliche Begriff »Einfluß« von der einen Kultur in die andere, findet hier in jedem einzelnen Fall eine sehr genaue Begründung, wobei in voller Beherrschung des Stoffes und in hervorragender Einfühlung in die Vorgänge die bloße, bewußte oder unbewußte »Übertragung«, die eigentliche »Adaption« und die volle »Integration« unterschieden und in ihrer ferneren Wirkung gewürdigt werden. Dieses Buch bietet einen neuen, sehr bedeutenden Ansatz zum Verständnis der spätantiken und islamischen Kunst.

Nicht minder hoch muß eingeschätzt werden, daß Sie Kunst und Handwerk der islamischen Kulturzentren und Völker in den Museen, die Ihnen anvertraut waren und sind, in eindrucksvoller Weise der Öffentlichkeit zugänglich gemacht und ins Bewußtsein der westlichen Welt gebracht haben. Gewiß geschieht das auch anderwärts. Aber was Sie in der Freer Gallery und wohl noch wirkungsvoller im Metropolitan Museum geschaffen haben, dient in sonst kaum erreichter Weise sowohl dem aufnahmebereiten Auge als auch der Belehrung. Sie verstehen das Museum nicht als statisch, sondern als eine lebendige Institution, der immer wieder neue Fragen aufzugeben sind. Die von Ihnen geschaffene Dokumentation im Metropoli-

tan über: »Die osmanische Hofkunst und ihr europäisches Echo« zum Beispiel wird niemand vergessen, der sie gesehen hat.

Als akademischer Lehrer haben Sie eine ganze Reihe von Schülern mit großem Erfolg ausgebildet. Auch viele andere außerhalb der Hochschulen betrachten Sie seit langem als ihren Lehrer, denn sie alle suchen Ihren Rat und profitieren von Ihrem Wissen. Das gilt ganz besonders auch für die Länder des Ostens, in denen Sie jenseits aller Spannungen und Gegensätze, die heute manche orientalische Völker und Staaten trennen, überall als Gelehrter, Mensch und Freund und damit auf einer Ebene, die das Trennende aufhebt, als *Ustad*, als Meister, der über allem steht, hoch angesehen sind.

Ich heiße Sie herzlich im Orden willkommen.

Herr ETTINGHAUSEN dankte mit folgenden Worten:

Herr Bundespräsident, Exzellenzen,
Magnifizienz, Herr Ordenskanzler,
Mitglieder des Ordens Pour le mérite,
Meine Damen und Herren!

Mein ganzes Leben habe ich der humanistischen Forschung gewidmet, und ich war immer stolz, ein Gelehrter zu sein. Aber heute habe ich darüber etwas gemischte Gefühle, denn ich wäre lieber ein Dichter oder wenigstens ein Schriftsteller, um anzudeuten und klar und deutlich und schön zu zeigen, was diese Ehre für mich bedeutet und welche Dankesgefühle mich bewegen. Aber seien Sie gewiß, daß ich dies hoch zu bewerten weiß und daß ich Ihnen vielmals danke.

Ich möchte hier noch etwas Persönliches sagen. Wie Sie aus meiner verrosteten, aber doch unverkennbaren Frankfurter Sprache merken, bin ich in Frankfurt geboren und dort aufgewachsen, habe dort studiert, um dann später an Berliner Museen zuerst fachlich zu arbeiten. Dann mußte ich, wie der Ordenskanzler gesagt hat, das Land verlassen und war für 42 Jahre in Amerika. Wenn ich heute nach Bonn zurückkomme, dann ist das nicht ein gewöhnlicher Besuch, sondern es ist eine Art Wiedergeburt. Und in der Tat, wie das Wort Renaissance andeutet, ist es eine Wiedergeburt auf einer neuen und – ich möchte hoffen – höheren Ebene.

Ich möchte darum diese hohe Ehrung, die Sie mir erwiesen haben, die Wahl in den Orden *Pour le mérite*, nicht als einen Lohn für vergangene Arbeiten ansehen, sondern als einen Ansporn für noch bessere Arbeiten.

Übergabe des Ordenszeichens an

KENZO TANGE

Der Ordenskanzler überreichte KENZO TANGE das Ordenszeichen. Dann sprach ROLF GUTBROD die Laudatio.

Hohe Festversammlung!

Der Architekt Kenzo Tange ist als ausländisches Mitglied in den Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste gewählt.

Vielleicht erscheint es heute nicht mehr ganz zeitgemäß, einen Architekten als Einzelpersonlichkeit zu sehen. Wir sprechen vom Team – aber es gibt Ausnahmen, und eine solche Ausnahme ist zweifellos der Architekt und Planer Kenzo Tange.

Vor 50 Jahren sprach in Japan – trotz hoher Baukultur – niemand von herausragenden Einzelpersonlichkeiten. Aber – wie plötzlich aus dem unüberschaubaren Meer von Einzelhäusern, die die japanischen Großstädte bilden, neuartige, formstarke, beherrschende Bauwerke als Rat- und Stadthäuser symbolhaft als Stätten der Begegnung errichtet wurden, so tauchen plötzlich Namen in Japan auf: Maekawa und vor allem Kenzo Tange, die die Welt aufhorchen lassen.

Es ist hier nicht der Ort, das bis heute geschaffene Gesamtwerk von Kenzo Tange zu würdigen. Einige Streiflichter seien jedoch erlaubt:

Im Anfang steht sein Friedensmal für Hiroshima, es folgen das Rathaus und andere Bauten in Tokio. Aber dann kommen die hinreißend schönen Sportstättenbauten, die neue Maßstäbe setzen. Kenzo Tange hat die geniale Idee, der Raumnot in Tokio abzuhelfen, indem er Terrassenhäuser mitsamt Straßen und Nebenanlagen hinausplant in die flache See! Unverständlich, daß dies trotz technischer Machbarkeit bis heute nicht verwirklicht ist.

Kenzo Tange plant und baut ein Quartier in San Francisco, er rettet die Altstadt Bologna, indem er eine *neue* Stadt daneben plant. Für Amerika, Afrika und den Nahen Osten entwirft er Universitäten, Stadtquartiere, Sportstätten. Für Mekka entwirft er Unterkünfte für Millionen Pilger. In Japan versucht er das wohl Unerreichbare: der zwischen Tokio und Osaka unaufhaltsam entstehenden »Großstadt« für 80 Millionen menschliche Züge einzuprägen.

Kenzo Tange ist Ehrendoktor, Mitglied wichtiger Akademien und Vereinigungen.

Wir freuen uns, daß er zu uns gehört.

Herr TANGE dankte mit folgenden Worten:

Herr Bundespräsident, Herr Kanzler,
Meine Damen und Herren!

Ich möchte Sie um die gütige Erlaubnis bitten, mich heute der englischen Sprache zu bedienen. Fünf Jahre habe ich in der Schule Deutsch gelernt, aber es gelingt mir doch nicht so recht, und so hoffte ich, englisch sprechen zu können. Und dies ist für mich die größte Ehre und Freude, in den Orden Pour le mérite

als Mitglied aufgenommen zu werden. Ich bin nur einer der Architekten Japans, aber heute beschloß ich, in die Fußtapfen solch großer Architekten wie Mies van der Rohe, Alvar Aalto, Egon Eiermann, Rudolf Hillebrecht und Rolf Gutbrod zu treten.

Ich danke Ihnen sehr!

GEDENKWORTE

SIR JAMES CHADWICK

20. 10. 1891—24. 7. 1974



J. Chadwick .

Gedenkworte für

JAMES CHADWICK

von

Wolfgang Gentner

James Chadwick starb am 24. Juli 1974 in Cambridge im Alter von 84 Jahren. Die höchsten Ehren, die England und die wissenschaftliche Welt zu vergeben haben, wurden ihm zuteil. In die Geschichte der Wissenschaft geht er als der Entdecker des Neutrons ein, jenes ersten elementaren Materieteilchens, das keine elektrische Ladung trägt und deswegen ganz überraschende und ungewöhnliche Eigenschaften besitzt. Diese seine große Entdeckung aus dem Jahre 1932 rief unter den Physikern das größte Staunen hervor, vergleichbar nur mit der Entdeckung des Elektrons am Ende des vorigen Jahrhunderts. Zwar hatte sein großer Lehrer Ernest Rutherford in seiner zweiten Bakerian Lecture 1920 einmal träumerisch von der Möglichkeit eines ungeladenen Wasserstoffatoms gesprochen – was er später jedoch widerrufen hat – und auch gemeint, daß dieses »Neu-

tron«, wenn es überhaupt im freien Zustand existiere, in keinem Behälter aufzuheben sei, da es alle Materie frei durchwandern könnte. Aber diese Bemerkung von Rutherford war unter den Physikern längst vergessen. Nur Chadwick selber hat später immer wieder auf die weit zurückliegende prophetische Bemerkung von Rutherford hingewiesen. In den zwölf dazwischen liegenden Jahren hatte eine neue Generation an vielen Plätzen der Welt neuartige Erfolge zur »Atomzertrümmerung« – wie man damals sagte – nicht nur mit den schnellen α -Teilchen der radioaktiven Stoffe, sondern auch mit in elektrischen Feldern beschleunigten Wasserstoffatomen erzielt.

Die Entdeckungsgeschichte des Neutrons aus dem Jahre 1932 gehört aber noch ganz in die »gute, alte Zeit«, als mit den α -Strahlen des Poloniums Versuche zur Umwandlung der leichten Elemente durchgeführt wurden. Damals hatte Walther Bothe in Berlin die Entdeckung gemacht, daß beim Beschuß von Beryllium mit α -Strahlen eine sehr harte γ -Strahlung mit dem Geiger-Zähler zu beobachten ist. Diese Versuche fanden überall wegen ihrer Originalität größte Beachtung und wurden sofort in Paris, wo man eine genügend starke Poloniumquelle besaß, von dem Ehepaar Joliot-Curie mit einer Ionisationskammer und dem Hoffmann-Elektrometer wiederholt, auch weil man um diese Zeit im »Institut du Radium« dem Geiger-Zähler als quantitativem Meßinstrument noch nicht traute. Als sie bei Absorptionsversuchen der Bothe'schen γ -Strahlung Paraffinpapier wegen des hohen Wasserstoffgehalts als Abschluß der Ionisationskammer benutzten, bemerkten sie eine starke Erhöhung des Ionisationsstroms, die sie auf Rückstoffatome der harten γ -Strahlung zurückführten. Als Chadwick diese Versuche in Cambridge wiederholte, konnte er mit einer starken Poloniumquelle, die Norman Feather gerade hergestellt hatte,

und einem neuartigen Proportionalverstärker nachweisen, daß offenbar neben der Bothe'schen γ -Strahlung auch noch *ungeladene* Materieteilchen ausgesandt werden, die in der Lage sind, Rückstoßatome in so schnelle Bewegung zu bringen, daß sie auf ihrem Weg eine starke Ionisationsspur hervorrufen. Im Gegensatz zu der Interpretation des Ehepaares Joliot-Curie merkte er, daß diese Rückstoßatome eine viel zu große Energie besaßen, als daß sie vom Rückstoß der γ -Quanten stammen konnten. Nur ungeladene Materieteilchen waren dazu in der Lage. So schrieb Chadwick am 27. Februar 1932 seine berühmte kurze Mitteilung »Possible Existence of a Neutron«. Diese Entdeckung hat dann die explosionsartige Entwicklung der Kernphysik in den 30er Jahren ausgelöst. Sie führte zum Verständnis des Aufbaus des Atomkerns und zur Herstellung einer Vielzahl von künstlich radioaktiven Isotopen, besonders durch die damals so aktive Gruppe um Fermi in Rom. Schließlich ist damit auch die erste Kettenreaktion zur friedlichen Energiegewinnung durch die von Otto Hahn und Fritz Strassmann entdeckte Uranspaltung mit Neutronen möglich geworden. Aber auch die Atombombe!

Seine Entdeckung hat James Chadwick in der ganzen Welt berühmt gemacht, aber in der Physikercommunity weiß man, was man ihm alles darüber hinaus zu verdanken hat. Ein kurzer Lebenslauf soll einiges davon aufzeigen.

James Chadwick wurde am 20. 10. 1891 in dem kleinen Dorf Bollington geboren. Seine Großmutter zog ihn dort in einfachsten Verhältnissen auf und schickte ihn zur Dorfschule. Seine Eltern waren nach Manchester gezogen, wo sein Vater nach unglücklichen Geschäften eine kleine Stelle als Lagerhalter fand und noch nicht einmal in der Lage war, die ziemlich niedrigen Ausgaben für die Manchester Grammar School zu zah-

len, so daß James Chadwick in die Secondary School kam. Dort fand er einen ausgezeichneten Mathematiklehrer, der seine Talente erkannte und ihn mit 16 Jahren zum Eintrittsexamen für Mathematik an die Universität Manchester schickte. Dort setzte er sich als scheuer Knabe aus Versehen auf die Bank für Physikkandidaten, die neben der für die Mathematikstudenten stand. Bevor er zu protestieren wagte, war er im Physikkurs aufgenommen und geriet bald in die Hände von Ernest Rutherford, der um diese Zeit gerade nach Manchester kam. So wurde James Chadwick nacheinander Schüler, Mitarbeiter und später Kollege von Rutherford, der sich mit Niels Bohr das heutige Atomkernmodell ausdachte und als einer der bedeutendsten Physiker in die Geschichte eingegangen ist. Als Student war Chadwick in den ersten Jahren immer noch so arm, daß er sich meistens keinen Lunch leisten konnte und stattdessen Schach spielte. 1913, also mit 22 Jahren, machte er seinen MSc, und auf Rutherfords Empfehlung erhielt er ein ehrenvolles Forschungsstipendium. Um diese Zeit lernte er auch Hans Geiger kennen, der damals mehrere Jahre Assistent, zuerst von Schuster und dann von Rutherford, in Manchester war. Als Geiger 1913 eine Abteilungsleiterstelle in der damaligen Physikalisch-Technischen Reichsanstalt zu Berlin bekam, bot er Chadwick einen Arbeitsplatz als Stipendiat an, was ihn dann zu einem ungewollt langen Aufenthalt in Deutschland zwang. Der plötzliche Ausbruch des Weltkriegs am 1. August 1914 führte ihn nämlich in ein Zivilgefangenenlager nach Ruhleben bei Berlin. Dort lernte er C. D. Ellis kennen, der als Urlauber vom Krieg überrascht worden war. Chadwick begeisterte ihn für die Physik und machte aus ihm in den vier Jahren der Kriegsgefangenschaft einen Forscher, der später ein hervorragender Wissenschaftler wurde. (So entstand z. B. 1950 das Buch »Radiation from Radio-

active Substances« mit Lord Rutherford und C. D. Ellis.) Als Chadwick nach dem Kriege in seine Heimat zurückkehrte, folgte Rutherford bald einem Ruf nach Cambridge, und dort wurde Chadwick zum Fellow des Gonville and Caius College gewählt. Bald darauf wurde er auch zum Assistant Director im Cavendish Laboratory ernannt, wo er viele Jahre unter und mit Rutherford für den glänzenden Ruf dieses Laboratoriums sorgte. Von dort wurde Chadwick 1935 als Direktor des Physikalischen Instituts der Universität nach Liverpool berufen, das er in eine bedeutende Forschungsstelle mit den modernsten Geräten der Kernphysik verwandelte, bis er dann 1948 nach langem Zögern als Master an sein altes Gonville and Caius College nach Cambridge zurückkehrte.

Während des zweiten Weltkriegs war es für ihn eine selbstverständliche Pflicht, das Angebot zur Leitung der britischen Mission bei den gemeinsamen Arbeiten zwischen U.S.A. und U.K. über die Fertigstellung einer Atombombe anzunehmen und für die schwierige Koordination unter den Physikern der Alliierten zu sorgen.

Überblickt man das wissenschaftliche Werk von James Chadwick, so ist neben vielen wichtigen Arbeiten und Büchern besonders die frühzeitige Entdeckung des kontinuierlichen β -Spektrums hervorzuheben, dann seine erste absolute Bestimmung der Kernladungszahl von Kupfer, Silber und Platin (1920), weiterhin die detaillierte Untersuchung der Resonanzphänomene bei den Kernprozessen und schließlich natürlich die Entdeckung des Neutrons.

Er wurde schon 1927 mit 35 Jahren Mitglied der Royal Society und erhielt viele ehrenvolle Preise. 1945 wurde er geadelt und 1970 zum Companion of Honour ernannt. Den Nobelpreis für Physik erhielt er 1935 für die Entdeckung des Neutrons. In

den Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste wurde er am 5. Juni 1966 gewählt.

Er beklagte sich sein Leben lang über seine schlechte Gesundheit und wichtige Beschlüsse pflegte er erst mit seinem Arzt zu besprechen. Er behielt bis zuletzt sein dichtes schwarzes Haar und den aufrechten Gang. Mit seiner bemerkenswerten Gestalt, seinen ausdrucksvollen Gesichtszügen und seinem lakonischen Humor verkörperte er für den ferner stehenden Ausländer den Prototyp des Engländers. Öffentliche Reden hat er nie geliebt. Die Entwicklung der Kernphysik als weltpolitisches Machtmittel hat er immer tief bedauert, und so schrieb er auch auf das Manuskript zum letzten Band der Werke von Lord Rutherford, die er als vorzeitiger Emeritus herausgab, mit der Hand die Worte »In memory of the good old days in the Cavendish«.

ALBERT DEFANT
12. 7. 1884–24. 12. 1974



L^r A. Defant.

Gedenkworte für

ALBERT DEFANT

von

Wolfgang Gentner

Am 12. Juli 1974 feierte Albert Defant als emeritierter Ordinarius für Meteorologie, Geophysik und Ozeanographie in bewundernswerter körperlicher und geistiger Frische seinen 90. Geburtstag. Im Rahmen einer akademischen Feier der Universität Innsbruck überreichte der Rektor die goldene Jubiläumsmedaille, die Regierung das Österreichische Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft. Vertreter unzähliger Akademien und Gesellschaften aus aller Welt überbrachten ihre Glückwünsche dem Tiroler Albert Defant als dem universellen Begründer der physikalischen Ozeanographie. Im gleichen Jahr ist er am 24. Dezember in Innsbruck nach kurzer Krankheit verstorben.

Albert Defant wurde am 12. Juli 1884 in Trient, einer Tiroler Bezirksstadt an der Etsch, geboren. Sein Vater kam bald als

Landesschulinspektor für Tirol und Vorarlberg nach Innsbruck, wo sein Sohn auch die Maturitätsprüfung ablegte und sich an der dortigen Universität für die Fächer Mathematik, Physik, Geographie und Philosophie einschrieb. Später bekannte er einmal: »Physik und Mathematik waren die Fächer, denen ich mich zuwenden wollte, und nur der starken Wirkung, die mein unvergeßlicher Lehrer Wilhelm Trabert, Professor der kosmischen Physik in Innsbruck, durch seine didaktische und kritische Schärfe ausübte, ist es zuzuschreiben, daß ich mich der Geophysik zuwandte, der ich dann vorwiegend treu geblieben bin.«

Im Jahre 1906 promovierte er mit einer experimentellen Arbeit über »Gesetzmäßigkeiten in der Verteilung der verschiedenen Tropfengrößen bei Regenfällen«. Eine originelle Untersuchung mit überraschenden Resultaten. Seine Habilitationsschrift von 1909 an der Universität Wien über »Seespiegelschwankungen des Gardasees« deutete schon neben seiner Arbeit als Vorstand der Wetterabteilung sein späteres theoretisches Interesse an Gezeitenerscheinungen der Meere und erzwungenen Schwingungen der Seen und Meeresbuchten an, das ihn dann zu der universellen Beschäftigung mit der Ozeanographie brachte.

Wie Albert Defant in seinem eigenhändigen Lebenslauf schreibt, lernte er 1924 bei einer Versammlung der Deutschen Naturforscher und Ärzte in Innsbruck den damaligen Präsidenten der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft, Exz. Schmidt-Ott, in einer Ausschußsitzung über die Pläne und Aufgaben des Forschungsschiffs »Meteor« kennen. Schmidt-Ott, den man als den Retter der deutschen Wissenschaft in den schwierigen 20er Jahren ansehen kann, hat offenbar mit sicherem Blick die Talente dieses Forschers erkannt, denn diese Be-

kanntschaft wirkte sich ganz entscheidend auf Defants späteren Lebensweg aus. Als nämlich der Leiter dieser Expedition 1925 plötzlich in Buenos Aires verstarb, sprach Schmidt-Ott den Wunsch aus, daß Albert Defant die wissenschaftliche Leitung der verwaisten Meteorexpedition übernehmen solle. Außerdem wurde er bald darauf 1926 als Professor für Ozeanographie an die Universität Berlin und als Direktor des Instituts und Museums für Meereskunde berufen. Von der Notgemeinschaft wurde er mit der Herausgabe des wissenschaftlichen Expeditionswerkes betraut. Ferner wurde ihm auch die Organisation weiterer vier Forschungsfahrten der »Meteor« von 1929 bis 1935 übergeben. Auch an der großen internationalen Golfstrom-Untersuchung hat er mit dem Forschungsschiff »Altair« als Leiter teilgenommen. Die Herausgabe der wissenschaftlichen Ergebnisse all dieser ozeanographischen Expeditionen wurde zu einem Standardwerk der physikalischen, chemischen, meteorologischen, geologischen und planktologischen Ozeanographie, das infolge des Weltkriegs erst 1962 abgeschlossen werden konnte. Der britische Ozeanograph C. E. Deacon schrieb 1962: »This work contributed more than any previous expedition to our basic understanding of the ocean.«

Der Weltkrieg gab Albert Defant an einer einsamen Auslagerungsstelle auch Gelegenheit, ein dreibändiges Handbuch der Ozeanographie abzuschließen, das 1961 in englischer Sprache erschien.

1945 kehrte er wieder an seine Heimatuniversität Innsbruck zurück und übernahm dort die vakante Lehrkanzel für Meteorologie und Geophysik, die er schon einmal von 1919 bis 1925 als Professor der kosmischen Physik innegehabt hatte. Neben einer Vielzahl von Ehrungen aus aller Welt wurde er 1962 in den Orden *Pour le mérite* für Wissenschaften und Künste ge-

wählt. In einer Glückwunschadresse zu seinem 80. Geburtstag heißt es: »Wesentlich zu seinem großen Erfolg als Forscher, Institutsleiter und Herausgeber des Meteorwerkes haben Defants konziliantes und liberales Wesen, seine stete Liebenswürdigkeit und Hilfsbereitschaft, seine wissenschaftliche Objektivität sowie seine Lebenskunst beigetragen, Eigenschaften, die in seinen Lebensprinzipien und in seinem sympathischen Österreichertum wurzeln und ihm überall in der wissenschaftlichen Welt Freunde gewonnen haben. Er leitete das Institut und die Bearbeitung der Expeditionsergebnisse mit ›weicher Hand‹ und suchte immer durch freundliche Beratung Gegensätze auszugleichen.«

Zusammenfassend sind 12 Bücher, 4 große Werke als Herausgeber und rund 200 Abhandlungen aus verschiedenen Problemkreisen die wissenschaftliche Hinterlassenschaft dieses Gelehrten, der mit seinen vielseitigen Fähigkeiten das Zusammenspiel der verschiedenen Faktoren in Theorie und Beobachtung meisterhaft handhabte.

Ich möchte nicht versäumen, an dieser Stelle der Österreichischen Akademie der Wissenschaften besonders für die Überlassung des eigenhändigen Lebenslaufs und Herrn Prof. Dr. Fr. Defant, Kiel, für die Zusendung verschiedener Briefe und Laudationes seines Vaters zu danken.

SARVEPALLI RADHAKRISHNAN

5. 9. 1888—16. 4. 1975



S. Radhakrishnan

Gedenkworte für

SARVEPALLI RADHAKRISHNAN

von

Hans-Georg Gadamer

Sarvepalli Radhakrishnan wurde am 5. September 1888 geboren – am 16. April 1975 ist er gestorben. Im Jahr 1954 war er in den Orden *Pour le mérite* gewählt worden, das heißt sehr bald, nachdem der Orden auf Anregung und unter persönlicher Protektion von Theodor Heuss wieder aufgebaut worden war. Er war schon damals nicht nur ein anerkannter Religionswissenschaftler und Religionsphilosoph, sondern eine Persönlichkeit des internationalen öffentlichen Lebens. Als solche hat er sein Land, die indische Republik, bei vielen Gelegenheiten vertreten, so in leitender Funktion innerhalb der UNESCO. Später wurde er dann Botschafter in Moskau, war viele Jahre Vizepräsident und ab 1962 bis zu seinem Rückzug von den öffentlichen Angelegenheiten Präsident der indischen Republik.

Sein geistiger Werdegang reicht noch in die Epoche vor dem ersten Weltkrieg zurück – eine Zeit, von der die Stürme unseres Jahrhunderts uns weit abgetrieben haben, so wie wir heute

sind. An der christlichen Universität von Madras erzogen, an der er später wie an anderen indischen Universitäten als Professor der Philosophie – und das heißt in Indien zugleich: der Religionsphilosophie – tätig war, gehörte er zu jenen indischen Intellektuellen, die, der eigenen indischen Tradition zutiefst bewußt geworden, dennoch gleichzeitig ganz die europäische Kulturtradition in sich aufnahmen, vor allem die Englands. Englische Philosophie wie englische Religionswissenschaft wurden für seine Rezeption der europäischen Geisteskultur grundlegend. Als junger Professor genoß er sogar die Auszeichnung, in Oxford über Religionsphilosophie und insbesondere die Philosophie seines Heimatlandes lehren zu dürfen. Aber auch die deutsche Kultur war ihm zutiefst vertraut. Nicht nur, daß er sich in der Linie der großen Vermittler indischen und deutschen Geistes wußte, die durch die Namen Schlegel und Schopenhauer, Paul Deussen und Rudolf Otto repräsentiert ist. Auch Goethes universale Welttoleranz entsprach seinem eigenen Glaubensbekenntnis. Als einer der führenden Geister Indiens, aber auch als eine zuinnerst ausgleichende Persönlichkeit, der Vermittlung mit allen Traditionen und idealistischer Glaube an die Zukunft am Herzen lag, riefen ihn verantwortliche politische Aufgaben, als Indien seine volle staatliche Unabhängigkeit errang und sich als politisches Gebilde aufbaute. Es waren zwei der großen Führer der indischen Freiheitsbewegung, deren Vermächtnis er nach seinen Kräften zu übernehmen und zu erfüllen strebte: Rabindranath Tagore und Mahatma Gandhi, der große Dichter und Erzieher und der große Volksführer und Staatsmann. Beides waren Figuren von überragender Größe, die die schöpferischen Kräfte ihres Volkes beispielhaft verkörperten. Radhakrishnan sah in ihnen seine wahrhaften Vorbilder.

Ich habe persönlich nie Gelegenheit gehabt, Radhakrishnan zu begegnen, und kann somit von diesem Freunde so vieler Freunde und dem Liebhaber so vieler Dinge der deutschen Bildungstradition, die auch mir selber kostbar sind, nicht aus eigener Anschauung berichten. Das mag für den einen oder anderen unter Ihnen anders sein, nachdem er im Jahre 1961 den Friedenspreis des deutschen Buchhandels in der Paulskirche in Frankfurt entgegengenommen hat und ein häufiger Gast in unserem Lande war. Immerhin hat auch mich einmal etwas vom Charisma des brahmanischen Menschentums berührt. Das war, als Rabindranath Tagore im Jahre 1921 meinen eigenen Lehrer, Paul Natorp, in Marburg besuchte. Tagores Dichtungen fanden in meiner Jugendzeit einen starken Widerhall in Deutschland. Noch mehr bezwang seine Erscheinung, die von der Größe und der Würde eines Königs war. Sein Schüler und Bewunderer Radhakrishnan mag freilich sehr anders gewirkt haben. Schlank, feingliedrig und grazil, wie er geschildert wird, verband sich in ihm das hohe Selbstgefühl des Brahmanen mit der Anpassungsfreudigkeit eines europäisch geschulten Intellektuellen und eines auf dem internationalen Parkett wohlbewanderten Diplomaten.

Doch fragen wir uns, die wir nur seine Schriften kennen, wie er sich uns darstellt. Es ist ein reiches Schrifttum in englischer Sprache, das uns zugänglich ist, aber es sind auch eine Reihe von Büchern, die er geschrieben hat, ins Deutsche übersetzt worden. Gewiß hat er nicht die einzigartige Präsenz, die ein großer Dichter wie Tagore selbst noch im Abglanz deutscher Übertragungen ausstrahlen vermag. Aber sein geistiges Profil wird dem heutigen Leser durchaus sichtbar und man kann versuchen, es ehrend und nachdenkend zu zeichnen.

Um es mit einem Wort zu sagen: er war ein Liberaler alten Schlages, der als ein Spätgeborener und als ein Angehöriger

einer im modernen politischen Leben verspäteten Nation in eine Epoche hineingeboren und versetzt war, in der die Denkweise des liberalen Zeitalters gründlich in Frage gestellt werden sollte. So tritt er uns als der Verkünder einer Weltreligion und einer Weltgesellschaft der Zukunft entgegen und deutet die eigene religiöse Tradition des Vedanta als die hoffnungsvolle Botschaft einer universalen und freien Toleranz in religiösen Dingen. Dieser religiöse Optimismus verknüpft sich auf eigenartige Weise mit der Bewunderung für die europäische Wissenschaft und für die idealistische Philosophie, die ihn früh geprägt hat. Er selbst hat es eine Synthese von asiatischer Religiosität und europäischem Idealismus genannt, worauf er seinen Glauben an die Jugend der Menschheit und an die Zukunft gründete.

Man soll gewiß die zufälligen Einflüsse, die den jungen Philosophen und Theologen Radhakrishnan von Jugend an geformt haben, nicht überschätzen. Aber es fällt doch auf, daß einer seiner bewunderten Lehrer Bradley war, dessen Philosophie von *appearance* und *reality* bis in den Titel hinein die idealistischen Kategorien anklingen läßt, die seit langem die Vermittlung des europäischen und indischen Geistes artikuliert haben. Schopenhauers Deutung des Schleiers der Maja mit Hilfe der Kantischen Unterscheidung von Erscheinung und Ding an sich liegt den Aneignungsversuchen zugrunde, die der großen indischen Überlieferung seitens der Wissenschaft des 19. Jahrhunderts durch Übertragung, Erforschung und Interpretation gewidmet worden ist. Wenn jetzt, ein Jahrhundert später, indische Gelehrte und Denker auf ähnlichen Wegen, wie sie damals von den europäischen Gelehrten gegangen wurden, Vermittlung und Ausgleich suchen, trifft das uns als ganz anders bestimmte Leser. Denn daß die kantisch-idealistische Rezeption und Inter-

pretation der religiösen Überlieferung Indiens deren Fremdheit und Größe nicht wirklich erfaßt, geschweige denn ausgeschöpft, wurde uns in unserem Jahrhundert zu einer festen Gewißheit. Die Philosophie unseres Zeitalters ist in der Kritik am Idealismus erstarkt. Die liberale Theologie erlag der von der sogenannten dialektischen Theologie geübten Kritik. Der Neukantianismus verlor seine Schulherrschaft an neue Bewegungen des Gedankens. Aber vor allem waren es die sozialen und politischen Erschütterungen der europäischen Welt, die den menschenfreundlichen Traum eines Fortschritts in Frieden und Freiheit von Grund auf in Frage stellten.

So ist es fast eine Herausforderung, wenn heute ein indischer Denker unter Berufung auf seine eigene religiöse Tradition die großen Parolen des religiösen Liberalismus wiederholt. Genau das ist es aber, was uns aus den von einem edlen Enthusiasmus beseelten Büchern Radhakrishnans entgegentönt. Da ist nicht nur von einer Zukunft die Rede, in der unter Berufung auf das Vedanta religiöser Ausgleich und eine Weltreligion erwartet wird. Es wird auch die Aufgabe einer vergleichenden Philosophie entworfen, die auf der Grundlage des Idealismus Hegelscher oder Bradleyscher Prägung errichtet werden soll. Das mutet im Zeitalter des Massenatheismus und der Soziologie etwas anachronistisch an. Vollends die große Kultursynthese, die im Zeitalter der liberalen Theologie einem christlichen Theologen und Philosophen wie Ernst Troeltsch als Aufgabe – und als Ziel der Weltgeschichte – vorschwebte, erscheint uns heute in einem anderen Lichte, seit wir die Auflösung von Traditionen und ihre Überformung durch eine Synthese erleben, die alles andere ist als die von Kultur.

So sind wir heute andere als die, zu denen Radhakrishnan zu sprechen meinte. Umso mehr stehen wir voller Bewunderung

vor der tiefen Überzeugtheit, mit der ein heutiger indischer Denker – und das im Namen seiner ganzen Kultur – von der überlegenen Wahrheit der eigenen religiösen und mystischen Tradition durchdrungen ist. Man empfindet es fast als beschämend, daß dieser selbe Mann immer wieder apologetische Töne anschlägt und sich bemüht, Ähnlichkeiten mit dem Christentum aufzuweisen. Indem er Indisches und Christliches möglichst aneinander annähert, muß er gegen den Absolutheitsanspruch des Christentums ankämpfen. Aber bekämpft er damit nicht gerade das, was eine jede lebendige Religion erfüllen muß, die christliche so gut wie die indische? Oder: Wenn man bei Radhakrishnan liest, daß Indien noch bis zur Mitte dieses Jahrtausends nicht hinter den fortgeschrittensten Nationen der westlichen Welt zurückstand, und wenn man zwischen den Zeilen ergänzt, daß die ideale Größe des Hinduismus erst in den letzten Jahrhunderten erlahmte und Indien nicht mehr mit dem allgemeinen Fortschritt Schritt zu halten vermochte, ist der Maßstab, mit dem hier gemessen wird, für uns ebenso selbstverständlich? Wir ehren den Idealismus, mit dem sich die Gründer des jungen Staates Indien wie in einem neuen Frühling fühlten, aber wir können die alten Wege des *Denkens*, auf denen sich dieser Idealismus bewegt, nicht angemessen finden. In einem stimmen wir jedoch überein: wir sind uns der großen Polarisierung bewußt, in der es heute nicht mehr um den Vorrang der einen Religion vor der anderen geht, sondern um das Daseinsrecht von Religion überhaupt. In diesem großen Gespräch, das die Menschheit heute mit sich selbst führt, steht die indische Kultur auf der Seite derer, für die Religion und Philosophie eine völlige und unlösbare Einheit sind. Wir ehren in Radhakrishnan den Mann, der dieser Einheit eine Stimme von strahlender Menschlichkeit verliehen hat.

THORNTON WILDER

17. 4. 1897–7. 12. 1975



Ronald Wilder

Gedenkworte für
THORNTON WILDER

von

Emil Staiger

Thornton Wilder gehört nicht zu jenen Autoren, die sich schon früh mit einmal erworbener Meisterschaft begnügen und ihre bewährte Kunst nur nach den Gegenständen leicht variieren. Er stellte sich mit jedem neuen Werk ein neues künstlerisches Problem. In *Die Brücke von San Luis Rey* wird der Bezug der einzelnen Novellen zu einer Rahmenerzählung in einer Weise vertieft, die alle klassischen Muster hinter sich läßt. *Die Iden des März* sind aus erfundenen Dokumenten zusammengesetzt, so, daß sich alles zunächst wie eine archäologische Spielerei liest und erst der gesammelte Blick den einzigartigen menschlichen Reichtum entdeckt. Im *Langen Weihnachtsmahl* dauert die Spielzeit eine halbe Stunde, die gespielte Zeit aber neunzig Jahre; wir sehen von einem über die menschliche Ebene erhöhten Standpunkt aus, wie alles gleitet und vorüberirnt und sich

im Grunde doch gleich bleibt. »Theater« heißt eigentlich »Schauanstalt«. In *Eine kleine Stadt* hat Wilder nun aber gerade die Magie des Unsichtbaren und damit neue Möglichkeiten der Bühne erschlossen, die für die ganze moderne Bühnenkunst bedeutsam geworden sind.

Diese Errungenschaften begleiten keine Programme und Theorien, wie sie uns heute von so vielen Dichtern zugemutet werden. Thornton Wilder experimentiert aus reiner unschuldiger Lust am Spiel. Eben deshalb ist er auch nie das Opfer eigener Lehren und der von ihm selbst geschaffenen Muster geworden. Man könnte jedoch in einem Meister, der auf die *Art* der Mitteilung so viel Wert legt, einen Artisten vermuten. Das wäre ein Irrtum. Thornton Wilder hatte zeitlebens nichts mit der Parole »l'art pour l'art« zu schaffen. Wenn er sich die Mühe nimmt, eigenartige Formen zu ersinnen, so will er damit den Leser beglücken. Er tut es gleichsam aus Höflichkeit. Und diese Höflichkeit, die auch dem Menschen, bei aller fast hilflosen Nervosität, natürlich war, verbot es ihm, sein Publikum überreden oder hinreißen zu wollen. Seine Kunst ist immer diskret und damit freilich, in bewundernswert mutiger Weise, unzeitgemäß. Denn was wäre den meisten Menschen unserer Tage fremder und unverständlicher als Diskretion?

Er war sich wohl bewußt, daß er damit Mißverständnisse heraufbeschwor. Weil er leise auftrat, meinte man, er nehme alles leicht. Weil er seinen Ernst versteckte, warf man ihm Mangel an Tiefsinn vor. Und *was* er zu sagen hatte, schien erst recht nicht dazu angetan, das Mißverständnis zu beheben. Die abendländische Welt hat sich daran gewöhnt, Verzweiflung und Angst für tiefer zu halten als Glauben und Hoffnung. Doch Thornton Wilder sagt: »Es gibt kein Schöpferischsein ohne Glauben und Hoffnung«. Das klingt für viele nach schalem,

religiös verbrämtem Optimismus, dem unsre Erfahrung schroff widerspricht. Doch welcher Art ist Wilders Glaube? Die *Brücke von San Luis Rey* scheint bestimmt, das Walten der Vorsehung zu beweisen. Doch *wird* es bewiesen? Der Leser versinkt in einen Abgrund von Nachdenklichkeit. Er wagt weder Ja noch Nein zu sagen. Der Mönch, der Gottes Weisheit nachzurechnen versucht, wird als Ketzer verdammt. Doch auch wer Gottes höhere Fügung leugnen wollte, würde verurteilt. Wir wissen nichts. Und eben in dieser Unwissenheit hat der Glaube Raum, ein Glaube, der freilich unsere allzu menschlichen Sorgen nicht beschwichtigt, aber ein erster Ansatz ist, in Dimensionen zu denken, die weiter reichen als unsere Fassungskraft. Deshalb ereignet sich in Thornton Wilders Romanen manches, was nach geläufiger Ansicht sinnlos ist. Die Anmaßung, ein Schicksal übersehen und einschätzen zu können, wird damit still zurückgewiesen. Im weitesten Rahmen geschieht dies in dem Buch *Der achte Schöpfungstag*. Es ist denkbar, daß die Schöpfung noch nicht abgeschlossen, die Möglichkeiten des Menschen noch nicht erschöpft sind. Vielleicht steht ihm eine Zukunft bevor, von der wir uns nichts träumen lassen. So zu hoffen, legt uns Wilder in seiner die tiefsten Fragen zart, aber sicher berührenden Sprache nahe. Er meint nicht philiströses Hoffen, das sich nur Gefahr ausredet, sondern die *elpis thraseia*, jenes sogar von Ananke unbezähmte Erkühen des menschlichen Geistes, dessen Flügelschlag, nach Goethes Wort, Aeonen hinter sich läßt.

Erst in dieser Zukunft ist den reiferen Menschen auch die Liebe in ihrer wahren Gestalt vergönnt. Man sollte erwarten, daß der Mann, der in der *Kleinen Stadt* dem Spielleiter seine gütigen Worte eingibt und im *Theophilus North* den Schalk erfindet, der nur Segen stiftet, sich selber wohl zutrauen dürfte zu wis-

sen, was Liebe eigentlich sei. Im *Achten Schöpfungstag* aber heißt es:

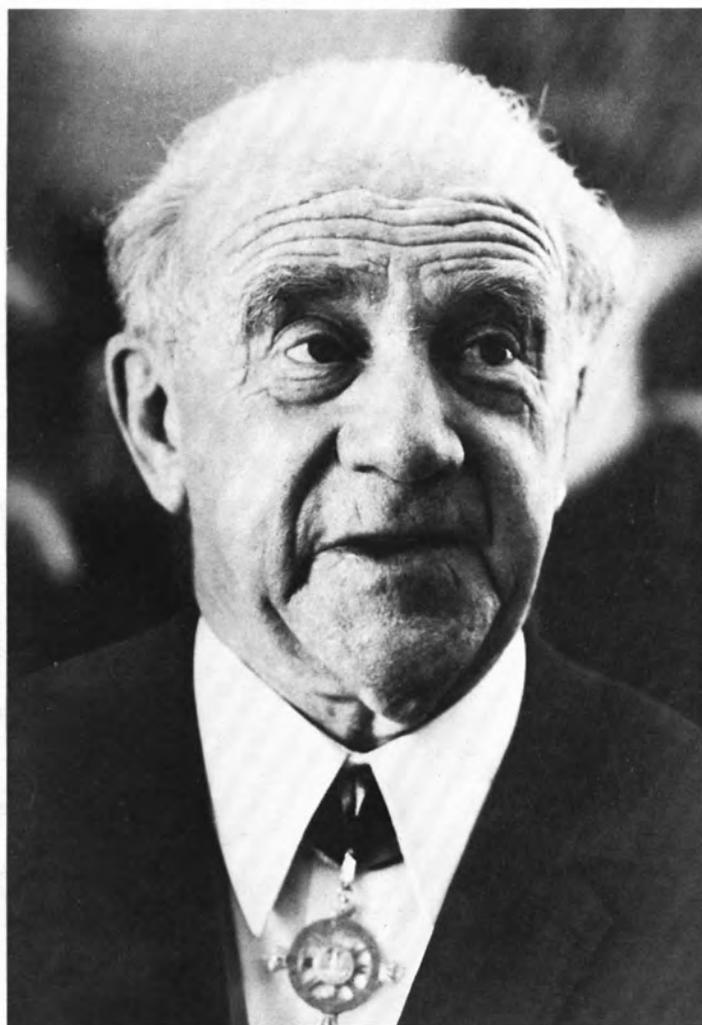
»In diesem Bericht ist zuweilen von Hoffnung und Glauben die Rede gewesen. Es ist zu früh, sich auch mit Liebe zu befassen. Diese zuletzt Erscheinende der drei kommt eben erst aus dem Urschlamm hervor. Ihre zahlreichen Aspekte sind verwirrend miteinander vermischt – Grausamkeit mit Barmherzigkeit, Erschaffen mit Vernichten. Es ist möglich, daß wir nach vielen tausend Jahren sie sich ›klären‹ sehen werden – wie man von noch trübem Wein sagt.«

Wenn wir schon von einer Botschaft dieses Dichters reden wollen, so können wir sie nur so umschreiben: Selbstloses Denken auf lange Sicht, in Zeiten hinaus, die wir nicht mehr erleben. Wir geben damit die Gegenwart nicht für eine erträumte Zukunft preis. Vielmehr vermögen wir erst mit diesem fernen Licht vor Augen unsere Tage menschlich zu bestehen.

Wie lange wird es dauern, bis die Welt die sanfte Gewalt der Botschaft Wilders gebührend zu würdigen weiß? Er hatte Geduld. So wollen auch wir sein Andenken nicht durch Ungeduld kränken.

WERNER HEISENBERG

5. 12. 1901 – 1. 2. 1976



Heisenberg

Gedenkworte für

WERNER HEISENBERG

von

C. F. von Weizsäcker

»So ist die heutige Naturwissenschaft mehr als die frühere durch die Natur selbst gezwungen worden, die alte Frage nach der Erfäßbarkeit der Wirklichkeit durch das Denken aufs neue zu stellen und in etwas veränderter Weise zu beantworten. Früher konnte das Vorbild der exakten Naturwissenschaft zu philosophischen Systemen führen, in denen eine bestimmte Wahrheit – etwa das ›cogito, ergo sum‹ des Cartesius – den Ausgangspunkt bildete, von dem aus alle weltanschaulichen Fragen angegriffen werden sollten. Die Natur hat uns jetzt aber in der modernen Physik aufs deutlichste daran erinnert, daß wir nie hoffen dürfen, von einer solchen festen Operationsbasis aus das ganze Land des Erkennbaren zu erschließen. Vielmehr werden wir zu jeder wesentlich neuen Erkenntnis immer wieder von neuem in die Situation des Columbus kommen müs-

sen, der den Mut besaß, alles bis dahin bekannte Land zu verlassen in der fast wahnsinnigen Hoffnung, jenseits der Meere doch wieder Land zu finden.«

Werner Heisenberg hat 1934 in einem Vortrag über Wandlungen in den Grundlagen der Naturwissenschaft – gehalten zur Abwehr zeitgenössischer Angriffe auf die Relativitätstheorie und die Quantentheorie – mit diesen Sätzen das Pathos der theoretischen Physik des ersten Drittels unseres Jahrhunderts formuliert. Es sei mir erlaubt, diesen Nachruf, nach einer kurzen Erinnerung an die bekannten Daten seines Lebens und seiner physikalischen Entdeckungen, als eine Auslegung der in den zitierten Sätzen enthaltenen Philosophie vorzutragen.

Am 5. Dezember 1901 in Würzburg geboren, wuchs Werner Heisenberg als Professorensohn in München auf. Arnold Sommerfeld führte ihn dort in die neue Atomphysik ein, die Göttinger Schule – Max Born im Schatten David Hilberts – in die strengere Mathematik, Niels Bohr in Kopenhagen in das, was Heisenberg später eigentlich als Physik bezeichnete: die nicht ruhende Vergegenwärtigung der Grundfragen im Unterschied zur bloßen Anwendung von Methoden. 1925 gelang ihm der Durchbruch zur mathematischen Fassung der Quantenmechanik, 1927 die Überführung des erfolgreichen formalen Apparats in verstandene Physik durch die Unbestimmtheitsrelation. 1927 wurde er Professor der theoretischen Physik in Leipzig, 1942 Direktor am Kaiser-Wilhelm-Institut für Physik in Berlin-Dahlem. 1946 wurde das Institut als Max-Planck-Institut für Physik unter seiner Leitung in Göttingen neu eröffnet, 1958 zog es nach München um. Heisenbergs physikalische Arbeit seit 1927 war teils den Anwendungen der Quantentheorie, teils dem Weg zur unvollendeten einheitlichen Feldtheorie gewidmet. Die Anwendungen führten, zumal über die Atom-

energie, auch in die Probleme der Politik, denen Heisenberg sich aktiv stellte. Die Bemühung um die einheitliche Feldtheorie erfüllte die letzten zwei Jahrzehnte seines Lebens. Am 1. Februar 1976 ist er in München gestorben.

An der direkten philosophischen Bedeutung der Physik unseres Jahrhunderts hat Heisenberg nie gezweifelt. »Columbus, der den Mut besaß, alles bis dahin bekannte Land zu verlassen in der fast wahnsinnigen Hoffnung, jenseits der Meere doch wieder Land zu finden.« Es ist offensichtlich, daß Heisenberg in der Emotion dieses Satzes von sich selbst spricht. Ich möchte, wie es einem Nachruf entspricht, den Satz zuerst auf seine Person hin auslegen. Eben einer so beschaffenen Person aber – so werden wir sehen – konnte eine der großen Rollen in dem noch unvollendeten Drama der Physik unseres Jahrhunderts zufallen – man darf vielleicht sagen, die erste Heldenrolle des dritten Akts und eine tragische Rolle des vierten Akts. Wir werden Heisenbergs Satz dann objektiv, als Ausdruck einer wissenschaftsgeschichtlichen und philosophischen Wahrheit lesen müssen, um die innere Bewegung dieses Dramas zu verstehen.

»... in der fast wahnsinnigen Hoffnung ...« – das sind die persönlichsten Worte des Satzes. Hoffnung: jeder, der Werner Heisenberg kannte, wußte, daß er ein Optimist war, ein Mann, der sein praktisches Leben vom Optimismus her lebte. Optimismus trug seinen persönlichen Erfolg und befähigte ihn, gemeinsame Unternehmungen zum glücklichen Ende zu führen. Optimismus konnte ihn auch zur Unterschätzung von Widerständen und von Entwicklungsdauern der Ereignisse verführen; die Krisen seines Lebens waren Krisen eines an stärkeren Wirklichkeiten scheiternden unnachgiebigen Optimismus. Aber Hoffnung ist mehr als Optimismus. Optimismus bringt Erfolg im vertrauten Gelände, die »fast wahnsinnige Hoffnung«, die sein Leben be-

stimmte, traut dem großen Glück die Führung zum Land jenseits der Meere zu. Hier erklärt sich, in diesem unbeugsamen und zugleich von Grund aus gütigen Menschen, die Verbindung des großen Ehrgeizes mit der tiefen Bescheidenheit. In jungen Jahren wies er mich auf die Worte des Bischofs Nikolas in Ibsens »Kronprätendenten« hin: »Wer ist der große Mann? Der glückliche.« Glückliche heißt hier natürlich glückhaft, nicht erfreut, lucky, nicht happy (heldig, nicht lykkelig). Auch die Worte »fast wahnsinnig« sind erlebt. Sie bezeichnen objektiv gewiß die Unwahrscheinlichkeit des Glücks, aber auch subjektiv die Nähe der Kreativität zum Wahn. »Man kann einmal in den Abgrund sehen; im Abgrund leben kann man nicht«, erwiderte er, als ich, ein ungeduldiger Schüler, ihn zu weiteren Konsequenzen seiner Erkenntnisse drängen wollte.

Was war für die Physiker am Anfang des 20. Jahrhunderts »alles bis dahin bekannte Land«? Es war, um ein Wort von Niels Bohr zu zitieren, der »bewunderungswürdig zusammengefügte Kreis von Vorstellungen« der klassischen Physik. Die klassische Physik war nicht nur eine spezielle Theorie, neben der man sich, wie heute üblich, andere als ebensogut möglich dachte; sie war vielmehr ein geglaubtes Weltbild. Objektive Dinge im objektiven Rahmen von Raum und Zeit, Körper, Felder, vielleicht Massenpunkte – das war die Wirklichkeit. Wer die Gesetze verstand, denen diese Objekte genügen müssen, der verstand die sinnlich gegebene Welt. Heisenberg deutet in den eingangs zitierten Sätzen diese exakte Wissenschaft als das Vorbild deduktiver philosophischer Systeme. Historisch hat Descartes eine Philosophie gesucht, die strenger wäre als die Physik und die geeignet wäre, die Physik selbst noch zu begründen. Aber Heisenbergs Bild des historischen Zusammenhangs ist gleichwohl richtig. Descartes ist durch das Vorbild der soeben als

möglich erkannten mathematischen Naturwissenschaft zu seiner Reform der Philosophie angeregt worden, und Descartes hat die vorbildliche Rolle der Mathematik auch für die antike Philosophie richtiger gesehen als die meisten Philosophen. Heisenberg aber, selbst ein Meister der mathematischen Naturwissenschaft, verwirft grundsätzlich den cartesischen Glauben an die Möglichkeit eines fundamentum inconcussum. Was bringt ihn dazu?

»Die Natur selbst« hat uns »gezwungen«. »Die Natur hat uns jetzt ... aufs deutlichste daran erinnert, daß wir nie hoffen dürfen, von einer solchen festen Operationsbasis aus das ganze Land des Erkennbaren zu erschließen.« Wie aber kann die Natur uns zu philosophischen Thesen zwingen?

Lassen wir den ersten Akt, Einsteins Relativitätstheorien, für heute beiseite. Besinnen wir uns auf den zweiten Akt, die Eröffnung des Quantenrätsels durch Planck, Einstein, Bohr, und den dritten Akt, die Lösung des Rätsels, an der neben Heisenberg wiederum Bohr, ferner Born und Jordan, de Broglie und Schrödinger, Pauli und Dirac beteiligt waren. Schon diese Fülle von Namen zeigt, daß es sich hier nicht um die vielleicht subjektiven Gedanken einer Person handelte, sondern um die Erschließung eines entdeckten Landes. Um im Gleichnis des Columbus zu bleiben: Man brauchte Mut und fast wahnsinnige Hoffnung, um sich in drei Caravellen westwärts über den Atlantik zu wagen. Aber wenn die Caravellen nicht vor der Zeit umkehrten oder untergingen, so mußten sie auf den amerikanischen Kontinent stoßen, einerlei, was sich ihre Insassen subjektiv gedacht hatten; das wissen wir im nachhinein. Die Quantenmechanik bewährte sich durch ihren, man darf sagen maßlosen Erfolg. Ihre Grundlagen lassen sich einem mathematisch gebildeten Leser auf einer Druckseite mitteilen; die Menge

empirischer Bewährungen ihrer Vorhersagen mag sich heute wohl auf eine Milliarde belaufen; ein standfestes empirisches Gegenbeispiel ist bis heute nicht aufgetaucht. In der Quantenmechanik aber kommen die objektiven Dinge der klassischen Physik nicht vor. Die Unbestimmtheitsrelation besagt gerade, daß die Quantenmechanik frei von Widersprüchen ist, wenn man auf die Annahme der Existenz dieser objektiven Dinge verzichtet.

Welches Bild tritt aber an die Stelle des klassischen Weltbilds? Man wird antworten müssen: gar kein Bild, sondern ein veränderter Sinn des Wortes Wirklichkeit. Die philosophischen Probleme, die hier auftreten, sind nicht gelöst. Hier ist der Abgrund, auf den Heisenberg in seiner vorhin zitierten Antwort objektiv wies. Heisenberg hatte aber ein sicheres Empfinden für den Ort dieses Abgrunds. Stets etwas gleichnishaft hat er davon gesprochen, etwa am Ende eines Buchvorworts¹ 1942: »Der Verfasser ist überzeugt, daß diese Situation – als eines von vielen Anzeichen einer sich wandelnden Zeit – eine tiefgehende Veränderung in der Struktur der ganzen Wirklichkeit ankündigt; wobei mit dem Wort Wirklichkeit die Gesamtheit der Zusammenhänge bezeichnet wird, die sich zwischen dem formenden Bewußtsein und der Welt als seinem objektivierbaren Inhalt ausspannen.« Das Verhältnis des Bewußtseins zur Objektivierung – das ist eine durch Bohr angeregte Formulierung des aufgerissenen Problems. Heisenberg hat es in seinen späteren Jahren in zweifacher Richtung umkreist: durch den wissenschaftstheoretischen Gedanken der abgeschlossenen Theorien und durch das philosophische Bekenntnis zu Plato.

¹ *Wandlungen in den Grundlagen der Naturwissenschaft*, 3. Auflage (9. Auflage Stuttgart 1959).

Die Auffassung der Wissenschaftsgeschichte als einer Folge abgeschlossener Theorien ist im Columbus-Gleichnis angedeutet. Was Columbus, der alles bekannte Land verlassen hat, jenseits der Meere findet, ist wiederum festes Land. Und auch dieses werden wir wieder verlassen müssen; »zu jeder wesentlich neuen Erkenntnis immer wieder von neuem« kommen wir in die Situation des Columbus. Durch sein eigenes Erlebnis an der Quantenmechanik waren Heisenberg die Augen für ein wissenschaftshistorisches Phänomen geöffnet, das Th. S. Kuhn lange nach ihm durch seinen heute mit Recht berühmten Begriff der wissenschaftlichen Revolutionen beschrieben hat. Heisenberg und Kuhn gemeinsam ist, daß sie sich im Unterschied zu der immer abstrakter gewordenen normativen positivistischen Wissenschaftstheorie der letzten hundert Jahre mit der realen Geschichte der Wissenschaft beschäftigen. Der wissenschaftliche Positivismus hatte in seiner frühesten und bedeutendsten Gestalt, bei Ernst Mach, die Kritik am klassischen Weltbild vorweggenommen; Mach hat Einstein und Heisenberg in ihrer Jugend beeinflußt. Der Weg des späteren Positivismus aber mußte Heisenberg schlicht als ein Irrweg erscheinen. Die Positivisten interessierten sich nicht wie Heisenberg für die von der Physik gefundenen Inhalte, sondern spekulierten abstrakt und darum geschichtsfern über die wissenschaftliche Methode; sie wiederholten den Fehler des Cartesius am untauglichen Objekt. Im Gleichnis gesprochen, kann man auf diese Weise einen Kontinent nicht von einer Inselgruppe unterscheiden. Heisenberg hat auf meine Empfehlung in seinem letzten Lebensjahr noch Kuhns Buch gelesen, war aber auch mit ihm nicht zufrieden. Er meinte, Kuhn verfehle die entscheidende Pointe, daß jede der wenigen großen wissenschaftlichen Revolutionen nicht bloß zu einem neuen Paradigma, einem

erfolgreichen Verfahren der Problemlösung, sondern zu einer kristallinen, einen weiten Umkreis völlig durchsichtig machenden Theorie führt. Ich muß Heisenberg in dieser Kritik, wenn sie auch bloß eine Seite der Sache berührt, doch ohne Vorbehalt rechtgeben.

Wie aber sind diese kristallinen Theorien überhaupt möglich? Heisenbergs zitierter Text macht von einem Zug des Columbus-Gleichnisses keinen Gebrauch. Columbus fuhr nicht ins Blaue. Er hatte vorweg eine richtige Theorie: daß die Erde rund ist. Was er entdeckte, war freilich nicht, was er erwartet hatte (und bis zuletzt gefunden zu haben meinte); er fand nicht Indien, sondern Amerika. Aber gleichwohl hatte er recht; auf seinen Spuren, an Amerika vorbei, erreichte das Schiff Magellans Indien und den heimatlichen Hafen Portugals. Auch die Physik hatte einen richtigen Leitgedanken: daß die Natur mathematisch einfachen Gesetzen genügt. Dies ist nicht weniger wunderbar als daß die Erde rund ist und nicht weniger wahr; de facto ist übrigens die Erde rund, weil das Gravitationsgesetz der mathematisch einfachen Forderung der Drehsymmetrie genügt. Die Abschließbarkeit von Theorien ist selbst ein Phänomen wie die Kugelgestalt der Erde. Was heißt aber mathematisch einfach? In seinen späteren Jahren sah Heisenberg die Einfachheit immer mehr in den fundamentalen Symmetrien, welche die Mathematiker durch die Theorie der Transformationsgruppen beschreiben. Hier fand er den Anschluß nicht nur an den historischen Platonismus der mathematischen Physiker, sondern an Platos eigene, in den Atommodellen der regulären Körper symbolisierte Intuition. Von der Richtigkeit seines Entwurfs der einheitlichen Feldtheorie konnte Heisenberg seine physikalischen Kollegen nicht überzeugen, obwohl er selbst bis zuletzt daran geglaubt hat, und, wie ich persönlich meine, der

Wahrheit darin sehr nahegekommen ist. Das war seine tragische Rolle im vierten Akt. Es ist, als hätte er für frühes Glück mit später Mühe bezahlen müssen.

Seine Beziehung zu Plato wurzelte aber tiefer als in den mathematischen Symmetrien, die für Plato wie für Heisenberg nur eine Darstellung des Einen im Vielen waren. Heisenberg sprach in seiner späteren Zeit von der zentralen Ordnung, die sich im Bewußtsein wie in den Symmetrien manifestiert. Er spricht hier sehr behutsam, ja scheu von den letzten Erfahrungen. Aber der Musiker Heisenberg fürchtet sich nicht, sich zur Bedeutung des Schönen in der exakten Naturwissenschaft zu bekennen.¹ In dem Vortrag hierüber hält er sich an zwei antike Definitionen der Schönheit. »Die eine bezeichnet die Schönheit als richtige Übereinstimmung der Teile miteinander und mit dem Ganzen.« Dies ist die Symmetrie; es ist das Thema seines Buches *Der Teil und das Ganze*. Die zweite, plotinische Definition steht am Ende des Vortrags: »Die Schönheit ist das Durchleuchten des ewigen Glanzes des Einen durch die materielle Erscheinung.« »Schönheit ist der Glanz der Wahrheit.« Dies hat Heisenberg erfahren.

¹ Vortrag, in: *Schritte über Grenzen*, München 1971.

REDE VON
RUDOLF HILLEBRECHT

RUDOLF HILLENBRECHT
STADTENTWICKLUNG
UNTER VERÄNDERTEN VORAUSSETZUNGEN

Unsere Städte haben in dem für ihre Geschichte außerordentlich geringen Zeitraum von kaum drei Jahrzehnten eine nach Umfang und Art ganz ungewöhnliche Entwicklung erfahren. Nach einer überraschend schnellen Überwindung der Kriegszerstörungen setzten Stadterweiterungen ein, denen dank der immer allgemeiner gewordenen Verfügbarkeit des Autos keine räumlichen Grenzen gesetzt zu sein schienen; Eingriffe in die Landschaft und Veränderungen des Stadtgefüges und -bildes waren die Folgen, die in Verein mit Begleiterscheinungen des Verkehrs inzwischen mehr und mehr Unbehagen, berechtigt oder auch nicht, auslösten. Die Sachverhalte sind bekannt, weniger die Ursachen. Sie liegen, kurz gesagt, in einer weitgehenden Veränderung unserer Lebensformen und -ansprüche, unserer Wertanschauungen und -vorstellungen, an der wir alle – und meist aktiv – beteiligt sind, und sie wiederum ist, unter mannigfachen wechselseitigen Beziehungen, durch einen um-

fassenden und tiefgreifenden wirtschaftlichen und sozialen Strukturwandel verursacht, der die industrielle Gesellschaft entstehen ließ. Wenn nicht deren Eigenschaften und Wesensmerkmale, so doch deren Widersprüche und Unvollkommenheiten spiegelt die Stadtform der Gegenwart, sofern für den Zustand, in dem die Stadt sich befindet, der Begriff Form überhaupt angebracht ist.

Es gibt Anzeichen dafür, daß einige Voraussetzungen, auf denen die Stadtentwicklung in den letzten Jahrzehnten beruhte, sich verändern oder fraglich werden, Anzeichen, die darauf hindeuten scheinen, daß auch dem Wachstum der Städte Grenzen gesetzt sind. Schon ist von einer Trendwende, ja von einem Schrumpfungsprozeß die Rede, der den Städten bevorsteht. Die Tatsache, daß die Vorgänge der Stadtentwicklung, in anderen Ländern als Urbanisierung, in Deutschland als Verstädterung bezeichnet und zugleich mit einem negativen Vorzeichen bewertet, zu vielen Konflikten und Problemen geführt haben, macht die Hoffnung verständlich, mit einer Trendwende könnten auch die Probleme schrumpfen oder gar schwinden. Nostalgie, die Sehnsucht nach einer Vergangenheit, die aus eigenem Erleben kaum jemand kennt, mag solche Hoffnung unterstützen. Zu bedenken ist jedoch, daß Wachstum – und nicht erst seit dem 19. Jahrhundert – ein Wesensmerkmal der Stadtentwicklung ist, in dem sich quantitativ wirksam werdende Vorgänge, meist wirtschaftlich begründet, im allgemeinen mit qualitativen Gewinnen verbinden. In der Stadtgeschichte wechseln zwar Perioden schnelleren und langsameren Wachstums, auch des Stillstandes in der Entwicklung; von zeitlich begrenzten Rückschlägen durch Katastrophen aller Art hier abgesehen, sind Schrumpfungsprozesse dagegen bisher unbekannt geblieben. Sie würden uns vor völlig neuartige Aufgaben und

schwerwiegende Entschlüsse auf vielen Gebieten stellen, auf die wir wenig oder gar nicht vorbereitet sind.

*

Bevor ich mich mit Veränderungen befasse, die Rückwirkungen solcher Art auf die Stadtentwicklung auslösen können, halte ich einen kurzen Rückblick auf die Verhältnisse für angebracht, die sich in den letzten Jahrzehnten bildeten. Von 1939 bis 1974 nahm die Bevölkerung im Gebiet der Bundesrepublik von 43 auf 62 Millionen Einwohner zu, also in 35 Jahren um fast 50 Prozent; eine extreme Entwicklung, die durch die Aufnahme von Vertriebenen, Flüchtlingen, Zuwanderern und Ausländern wie durch einen starken Geburtenüberschuß in den Jahren von 1934 bis 1940 verursacht wurde. Sie hatte ein Ansteigen der Bevölkerungsdichte von 173 auf 250 Einwohner/qkm und damit erhebliche Veränderungen für die Siedlungsstruktur zur Folge, wie das am Bild unserer Städte, Dörfer und Landschaften ablesbar ist.

Dank der geschichtlichen Entwicklung ist die Besiedlung unseres Landes vergleichsweise zu der anderer Staaten in der Grundstruktur dezentral angelegt; infolgedessen konnte die große Bevölkerungszunahme sich mehr oder weniger auf das gesamte Bundesgebiet verteilen. Die in der ersten Phase der Industrialisierung im 19. Jahrhundert entstandenen Siedlungsschwerpunkte zogen jedoch um so mehr große Anteile der Bevölkerungszunahme an, als die Industrialisierung sich nach dem Kriege verstärkte. Diese Entwicklung führte in kurzer Zeit zu Siedlungsgebilden neuer Art, die durch ihre sozio-ökonomischen Strukturen geprägt werden und mit den überkommenen

administrativen Gebietseinheiten nicht mehr korrespondieren: zu Stadtregionen. Ihre Erscheinungsform, in der sich die Stadtform mehr und mehr auflöst, ist für den Urbanisierungsprozeß in der industriellen Gesellschaft kennzeichnend. Im Bundesraumordnungsgesetz wurde für die Gebietskategorie der Ballungen der Begriff »Verdichtungsraum« geschaffen, dem der »ländliche Raum« gegenübersteht.

1970 lebten in den 24 Verdichtungsräumen, die dieses Gesetz ausweist, 26,64 Millionen Menschen; das sind 45,5% der Wohnbevölkerung des Bundesgebietes. Noch bemerkenswerter ist, daß sich 1970 in den gleichen Räumen 55,4% aller Arbeitsplätze des Bundesgebietes befanden, also mehr als die Hälfte in Räumen, die nur 7,3% der Fläche des Bundesgebietes in Anspruch nehmen. Graduelle Unterschiedlichkeiten dieser Räume dürfen hier vernachlässigt werden, da sie von dem gemeinsamen Merkmal der Konzentration überlagert werden.

Diese Konzentration, die generell für alle Städte zutrifft, ist eine Folge des wirtschaftlichen und sozialen Strukturwandels, der, als »zweite industrielle Revolution« bezeichnet und durch eine fortschreitende Rationalisierung, Technisierung und Automatisierung in den Produktionsprozessen der gewerblichen und industriellen Wirtschaft ausgelöst, in der Mitte des Jahrhunderts bei uns einsetzte und noch andauert. Er ist durch eine Abnahme der Erwerbstätigen in der Landwirtschaft, dem primären Beschäftigungssektor, wie im Gewerbe und in der Industrie, dem sekundären Sektor, und durch eine Zunahme in den Dienstleistungen, dem tertiären Sektor, gekennzeichnet; so nahm von 1970 bis 1973 der tertiäre Sektor um 641 000 Arbeitsplätze zu, während in der Landwirtschaft 59 000 und in der gewerblichen und industriellen Wirtschaft 10 000 Arbeits-

plätze eingespart wurden.¹ Es gibt keinen Zweifel, daß die Veränderungen in den Beschäftigungsverhältnissen sich auch auf die sozialen Strukturen, Verhaltensweisen und Lebensansprüche auswirken.

Dienstleistungen werden ihren Funktionsbedingungen entsprechend in den Städten und Verdichtungsräumen stärker als in anderen Räumen angeboten und nachgefragt; infolgedessen förderte der wirtschaftliche Strukturwandel den Prozeß der Urbanisierung. Bei einer Bevölkerungszunahme zwischen 1965 und 1973 von durchschnittlich 0,6% p. a. vermehrte sich die Siedlungsfläche um 1,8% p. a. oder im gesamten Zeitraum um 15% = 340 000 ha, was der 3,5fachen Flächengröße des Naturparks Harz gleichkommt. Qualitativ steigende Ansprüche der Bürger in ihren Lebensbereichen wie der Wirtschaft und Gesellschaft insgesamt führen zu einem vermehrten Flächenbedarf, dessen Deckung wiederum einen Verlust an landwirtschaftlich genutzten und naturnahen, der Erholung dienenden Flächen und damit Qualitätseinbußen zur Folge hat. Mit einer weiterhin gleichgerichteten Entwicklung werden sich also die konkurrierenden Ansprüche in der Flächennutzung verschärfen und die Zielkonflikte vermehren, die in der städtebaulichen Planung und Wirklichkeit mit der industriellen Gesellschaft, der Industrialisierung und der Urbanisierung verbunden sind. Um so bedeutsamer ist die Frage, ob in dieser Entwicklung Änderungen zu erwarten sind und wie sie sich für die Zukunft der Städte auswirken können.

	Beiträge zum Bruttosozialprodukt in %		Erwerbstätige in Millionen
	1960	1975	
Landwirtschaft	5,7	2,7	1,931
Gewerbe/Industrie	54,4	47,8	12,947
Dienstleistungen	39,8	49,5	12,188

Das Wirtschaftswachstum ist heute in Frage gestellt. Das ist für uns ein Novum, das um so beunruhigender wirkt, als wir es gewohnt waren, Wachstum mit Fortschritt im qualitativen Sinne gleichzusetzen. Daß die Bewertung des Fortschritts unter verschiedenen Aspekten und Maßstäben zu unterschiedlichen, ja gegensätzlichen Ergebnissen führen kann, erwies sich bereits vor Jahren in der Diskussion über den Städtebau der Gegenwart. So ist es zu erklären, wenn heute die offenbar gewordenen Abhängigkeiten unserer Wirtschaft in der Energie- und Rohstoffversorgung und vor allem die Veränderungen in der Bevölkerungsentwicklung gerade vom Städtebau mit besonderer Aufmerksamkeit beobachtet werden; denn im Städtebau haben wir es mit langfristig wirksamen und infolge der Dauerhaftigkeit der baulichen Investitionen mit folgenreichen und schwer korrigierbaren Entscheidungen zu tun.

In der gegenwärtigen Wirtschaftslage und den mit ihr verbundenen Finanzproblemen der öffentlichen Hand, insbesondere der Kommunen, nun bereits Faktoren zu erblicken, welche die Stadtentwicklung maßgeblich beeinflussen müßten, erscheint mir allerdings verfehlt und trügerisch. Daß ein Zusammenhang mit den taktischen Maßnahmen der Länder und Ländergruppen besteht, die über Öl und Rohstoffe verfügen, ist bekannt; auf die Angabe von Ziffern und Daten darf ich daher verzichten. Ihre strategischen Zielsetzungen, zu denen eigene industrielle Fertigung gehört, werden jedoch Veränderungen unserer Wirtschaftsstruktur notwendig machen, u. a. durch die Entwicklung höherwertiger Produktionen und Produktionstechniken. Im Bereich der gewerblich und industriell produzierenden Wirtschaft sind bei uns noch fast 50% aller Erwerbstätigen beschäftigt; demgegenüber beanspruchte der sekundäre Sektor im Vergleichsjahr 1971 in England nur 45,6%, in

Frankreich 38,6%, in Schweden 37,6% und in den USA 31,1% der Erwerbstätigen. Gründe für diesen vergleichsweise hohen Anteil des sekundären Sektors – Unterbewertung der DM, hohe Exportquote an Industrieerzeugnissen, »Einfuhr« von Gastarbeitern – sind entfallen. Das alles dürfte eine Abnahme von Erwerbstätigen im gewerblichen und industriellen Sektor zu Gunsten des tertiären Sektors, der Dienstleistungen, zur Folge haben. Ganz unabhängig von der Frage nach dem weiteren Verlauf des Wirtschaftswachstums wird eine Änderung in der Wirtschaftsstruktur und damit auch in der bisherigen Grundlage vieler Prognosen und Planungen für die Stadtentwicklung eintreten.

Die bedeutendste und gewiß folgenreichste Veränderung bisheriger Wachstumsannahmen für die Städte ist aus der Bevölkerungsentwicklung zu erwarten. Aus dem Bundesamt für Statistik liegt eine Vorausschätzung vor, die unter hier zu vernachlässigenden Annahmen bis zum Jahre 2020 vorgenommen wurde:

<i>Bevölkerung</i>	<i>insgesamt</i>	<i>Deutsche</i>	<i>Ausländer</i>
1975	62,0 Mio	58,0 Mio	4,0 Mio
2020	50,2 Mio	45,0 Mio	5,2 Mio

Dieselbe Vorausschätzung vom 15. Februar 1975 läßt folgende Altersstruktur erwarten:

<i>Bevölkerung</i>	<i>unter 15 Jahren</i>	<i>15–60 Jahre</i>	<i>60 und mehr Jahre</i>
1975	13,374	35,581	12,302
2020	7,168	30,076	12,479
1985	9,842	38,387	11,470

Entgegen dem langfristigen Trend bis zum Jahre 2020 und darüber hinaus wird zum Jahre 1985 eine Zunahme in der Altersgruppe von 15 bis 60 Jahren, d. h. der erwerbsfähigen Bevölkerung um 2,8 Millionen zu erwarten sein, der eine Abnahme um 3,5 Millionen unter 15jähriger gegenübersteht. Diese Daten, die gegenwärtig auch in der Bildungs-, Sozial- und Wirtschaftspolitik eine Rolle spielen, verdeutlichen die Schwierigkeit, heute Aussagen über die künftige Stadtentwicklung zu machen. Ein Vergleich über den Stand der natürlichen Bevölkerungszunahme oder -abnahme mit anderen Industriestaaten mag das Bild vervollständigen:

Natürliche Bevölkerungszunahme oder -abnahme 1974
(Überschuß der Geburten: +; Überschuß der Sterbefälle: -
[auf 1000 Einwohner])

Bundesrepublik Deutschland	- 1,6
Deutsche Demokratische Republik	- 3,0
Frankreich	+ 4,8
Großbritannien	+ 1,9
Italien	+ 6,1
Niederlande	+ 5,8
Schweden	+ 2,8
UdSSR	+ 9,0
USA	+ 5,9
Japan	+ 12,8

Ihre erste Feststellung, daß es in diesem Zusammenhang noch Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Staaten deutscher Nation gibt, erweist sich als wenig tröstlich, wenn Sie erkennen, daß beide Staaten – neben Luxemburg mit dem Wert minus

0,3 – mit Abstand vor anderen Industrienationen und vor sämtlichen anderen Staaten, die alle positive Werte haben, eine Verlustbilanz aufweisen.

Die Zahlen über die Entwicklung der Weltbevölkerung sind allgemein bekannt:

	1900 – 1,6 Milliarden
	1970 – 3,6 Milliarden
vorausgeschätzt:	2000 – 6,0 Milliarden.

Sie haben gewiß berechtigt Anlaß zur Beunruhigung gegeben. Über unsere Bevölkerungsentwicklung scheint dagegen ein Tabu verhängt zu sein. In der Statistik wird die Nettoreproduktionsziffer verwendet, ein Wert, der zur Bestandserhaltung der Bevölkerung erreicht wird, wenn im Durchschnitt von 100 heiratenden Frauen 220 Kinder geboren werden; sie lautet also 2,2. Diese Zahl lag 1974 bei 1,55, also gut 25 % unter dem zur Bestandserhaltung erforderlichen Minimum.

Die verfügbare Zeit reicht nicht, um hier Überlegungen über Gründe und Ursachen oder Spekulationen über Beeinflussungsmöglichkeiten dieser Entwicklung anzustellen. Bestimmungsgründe des generativen Verhaltens sind noch wenig erforscht. Die seit 1967 eröffneten Möglichkeiten der Geburtenregelung allein besagen ja noch nichts über Kinderfreudigkeit, Lebensformen und -vorstellungen. Ursachen dürften im ökonomischen Bereich liegen – einerseits Entbehrlichkeit der Kinder als Hilfe in Haus und Hof, als Erbe des Geschäfts und Betriebs, als Sicherheit für Krankheit und Alter, andererseits Einschränkung des Lebensstandards und der Freizügigkeit zu Gunsten von Kindern; auch der Wandel im Rollenverständnis der Frau dürfte von Bedeutung sein, wobei es für dessen Auswirkung eine sekundäre Frage ist, ob ihre Berufstätigkeit vornehmlich

als Mittel zur Emanzipation oder als Beitrag zum Lebensstandard aufgefaßt und betrieben wird. Daß staatliche Hilfen durch das Angebot von Dienstleistungen mannigfacher Art zur Entlastung berufstätiger, durch Kinder und Beruf doppelt beanspruchter Frauen – also zugleich bevölkerungspolitische Maßnahmen – Lebensansprüche nicht grundlegend beeinflussen können, ist aus ihrem »Erfolg« in der DDR ablesbar.

Bei allen regionalen Unterschiedlichkeiten in unserer Bevölkerungsentwicklung – die großen Städte weisen die höchsten Geburtendefizite auf – ist bemerkenswert, daß das Reproduktionsminimum schon 1973 in 260 von insgesamt 290 Landkreisen nicht mehr erreicht wurde und daß keine einzige der 110 kreisfreien Städte jene für die Bestandserhaltung erforderliche Ziffer erzielte. Unter den Annahmen, die das Bundesamt für Statistik aus der Sachlage treffen mußte, bedeutet das, daß wir im Jahre 2000 mit 8 bis 9 Millionen und im Jahre 2020 mit 17 Millionen Ausländern im Bundesgebiet zu rechnen haben, wenn wir den gegenwärtigen Bevölkerungsstand aufrecht erhalten wollen. Ich bitte um Ihre Nachsicht, wenn ich eine solche Mitteilung infolge Zeitmangels ohne weitere Hinweise lasse oder auch keine Fragen anknüpfe wie etwa: woher die Einwanderer oder wer lehrt uns ein Einwandererland zu werden oder wie können unsere Städte mit den damit verbundenen Problemen fertig werden? Diese gewiß ernste Frage ist nicht erst in weiter Zukunft zu beantworten; denn die Kinder, die in etwa 25 Jahren fehlen werden, sind der Ausfall an Nachwuchs, der durch die – eher steigenden als fallenden – Geburtendefizite in der Gegenwart entsteht. Ausmaß und Art der Auswirkungen, die durch die Bevölkerungsentwicklung hervorgerufen werden, mag abschließend ein Beispiel veranschaulichen: 1973, also noch vor 3 Jahren, wurden rund 1 Million

Kinder eingeschult, 1979, also in 3 Jahren, werden es nur noch etwa 630 000 sein. Die Erleichterung darüber, daß der »Schülerberg« mit seinen Problemen im Schwinden ist, nimmt offenbar selbst einer so erstaunlichen Veränderung innerhalb der kurzen Zeit von 6 Jahren den Charakter eines alarmierenden Symptoms, das über das Phänomen der Bevölkerungsentwicklung aufmerken lassen könnte, ein Phänomen, das merkwürdigerweise von uns weitgehend ignoriert wird.

*

Trotz der Unsicherheit aller Faktoren, die mit den Veränderungen in der Wirtschafts-, Sozial- und Bevölkerungsstruktur unter ihren mannigfachen wechselseitigen Beziehungen verbunden sind, ist es notwendig, sich über zu erwartende Folgen für die Stadtentwicklung Gedanken zu machen.

1) Die Wirtschaftsentwicklung läßt darauf schließen, daß neben einer weiteren Rückläufigkeit im Arbeitsbesatz der Landwirtschaft insbesondere im sekundären Wirtschaftssektor (Gewerbe und Industrie) Umstrukturierungen den Anteil der dort Beschäftigten reduzieren werden. Der Abbau von Überkapazitäten aus der Vergangenheit (infolge Unterbewertung der DM, »Einfuhr« von Gastarbeitern, hoher Exportquote), die Entwicklung eigener Industrieproduktion in den Öl und Rohstoffe besitzenden Ländern und die weitergehende Rationalisierung, Technisierung und Automatisierung wirken hier zusammen. Demgegenüber wird der Anteil der im tertiären Wirtschaftsbereich (Dienstleistungen) Beschäftigten stark zunehmen, nicht nur infolge der allgemeinen strukturellen Entwicklung, die in anderen Industriestaaten vorgezeichnet ist, sondern vor allem infolge der Notwendigkeit, zum Ausgleich des Exportrück-

gangs im Bereich gewerblicher und industrieller Güter und Waren höherwertige Produkte und neue Produktionsverfahren unter Ausnutzung und Ausbau des technologischen Vorsprungs zu entwickeln.

Hochqualifizierte Kräfte des tertiären Sektors, die zur technologischen Weiterentwicklung in Forschung und Lehre, in Theorie und Praxis benötigt werden, suchen erfahrungsgemäß die Standortvorteile, die sich vornehmlich oder allein in Städten, Stadtregionen und Verdichtungsräumen bieten, und entscheiden damit die Standortwahl für neue Anlagen. Zur Lokalisierung, Verringerung oder – partiell – Überwindung der Abhängigkeiten in der Energie- und Rohstoffversorgung wie zur Entwicklung neuer Technologien, Produktionsverfahren und Produktionen werden hohe Investitionen (z. B. für Kernkraftwerke) benötigt werden; ferner wird die erforderliche Umstellung auf ökologieunschädliche Produktions- und Konsummittel zu erheblichen Kostensteigerungen und damit zur Belastung des realen Bruttosozialproduktes führen. Städte und Stadtregionen sind in der Regel mit infrastrukturellen Anlagen und Einrichtungen – auch Verkehrsanlagen – besser ausgestattet als ländliche Entwicklungsräume. Angesichts der Knappheit an Investitionsmitteln und der hohen Kosten für infrastrukturelle Neuanlagen werden daher auch wirtschaftliche Gründe zu den Standortvorteilen der Städte hinzukommen. Die Anfälligkeit ländlicher Räume gegenüber Risiken der Monstruktur neuer Industrieansiedlungen (z. B. Automobilbau) erwies sich erst wieder in jüngster Zeit. Die Grenzen einer Beeinflussung der Standortwahl durch raumordnende Maßnahmen läßt der Raumordnungsbericht 1974 der Bundesregierung erkennen: eine öffentliche Förderung spielte für die Standortwahl von neu errichteten und verlagerten Industriebetrieben

1970/71 nur in 16 von 1528 Fällen eine motivierende Rolle und nur 514 von 76 000 Arbeitsplätzen wurden durch sie geschaffen, während für die weitaus meisten Betriebe und Arbeitsplätze andere Motive, hauptsächlich das Angebot von Arbeitskräften und Flächen, die Standortwahl bestimmten.

Die zu erwartenden Veränderungen in der Wirtschaftsstruktur dürften also tendenziell den Urbanisierungsprozeß fördern, so daß eher mit einem weiteren Wachstum der Städte und Stadtregionen als mit einem Stagnieren oder gar Schrumpfen in ihrer Entwicklung zu rechnen ist.

2) Angesichts der engen wechselseitigen Beziehungen zwischen Wirtschaft und Gesellschaft wie der Abhängigkeiten sozialer Verhaltensweisen von deren strukturellen Verhältnissen ist auch auf Veränderungen im sozialen Bereich zu schließen. Kennzeichnend hierfür ist das in den letzten Jahrzehnten entstandene Ausmaß an »Sozialgütern« in Form von Einrichtungen des Bildungs- und Gesundheitswesens, des Verkehrs, der Ver- und Entsorgung, der Kultur und Freizeitbetätigung, des Sports und der Erholung und für anderes mehr, Leistungen, die von der öffentlichen Hand, vor allem von den Gemeinden, erbracht werden. Der Anspruch und die Teilhabe an Sozialgütern ist ständig im Steigen begriffen und zugleich wird das Angewiesensein auf sie immer größer. Die Funktionstüchtigkeit und der Lebensstandard des Einzelnen wie die Funktionsfähigkeit und »Lebensqualität« der Gesellschaft werden in wachsendem Umfang von Sozialgütern abhängig, deren Anteil am Konsumbereich im volkswirtschaftlichen Sinne schon heute 50% übersteigt. Für zu erwartende Veränderungen sind folgende Annahmen erlaubt:

Mit zunehmender Bedeutung und Nachfrage nach Sozialgütern wird der Bedarf an Dienstleistungen größer und damit der

Anteil des tertiären Beschäftigungssektors erhöht. Voraussetzungen für eine Stärkung dieses Sektors bestehen in dem Ausbildungs- und Bildungspotential, das in den letzten Jahren vergrößert und verbessert wurde, und in dem noch hohen Anteil junger Bevölkerung im nächsten Jahrzehnt. Die Bereitstellung von Sozialgütern führt zum weiteren Ausbau infrastruktureller Einrichtungen; deren Art und Umfang wird unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten nach der Zentralität geeigneter Standorte zu differenzieren sein, als welche in erster Linie wiederum – gemäß ihrer Funktion – Städte und Stadtregionen in Betracht kommen; sie werden auch für den aus wirtschaftsstrukturellen Gründen zu erwartenden Zuwachs im tertiären Sektor die bevorzugten Standorte sein. Veränderungen in der Sozialstruktur werden sich nicht zuletzt im Bereich des Wohnens äußern; alle Anzeichen sprechen für eine zunehmende Vorliebe für das Wohnen im Einfamilienhaus und in Außengebieten mit leichter Erreichbarkeit von Erholungsräumen, wodurch der Flächenbedarf weiterhin vermehrt wird.

Das alles bedeutet, daß auch die in der Sozialstruktur stattfindenden Wandlungsprozesse sich wahrscheinlich in einem weiteren Wachstum der Städte und Stadtregionen auswirken werden.

3) Die Folgen des Bevölkerungsrückganges für die Stadtentwicklung sind gewiß am schwersten zu beurteilen und Überlegungen hierüber können, insbesondere für spätere Zeiträume, nur spekulativen Charakter haben.

Trotz des Geburtenrückgangs, der langfristig zu einem starken Bevölkerungsschwund führt, ist bis 1985 bei einem Bevölkerungsverlust um nahezu 2 Millionen jedoch mit einer Zunahme an erwerbstätiger Bevölkerung um fast 3 Millionen fest zu rechnen. Im Hinblick auf die zu erwartenden Veränderungen

in der Wirtschafts- und Sozialstruktur wird ein hoher Anteil dieser Zunahme auf die Städte und Stadtregionen entfallen; der Zuwachs an Erwerbstätigen wird zu mehr als 50%, eher zu 60%, dem Dienstleistungssektor zuzurechnen sein. Allein aus diesen kurzfristig wirksam werdenden Entwicklungstendenzen ist mit erheblichen Folgen für unsere Siedlungsstruktur und die Brauchbarkeit ihrer bisherigen Ausstattung auf fast allen Gebieten zu rechnen.

Die schwer wiegenden Fragen der langfristigen Bevölkerungsentwicklung werden in Bälde zur politischen Beratung und Entscheidung drängen. Als Alternativen kommen in Betracht: Bevölkerungspolitik mit dem Ziel einer Bestandserhaltung, Einwanderungspolitik mit dem gleichen Ziel oder Hinnahme eines Rückgangs an deutscher Bevölkerung, der in etwa 50 Jahren uns die Bevölkerungszahl wieder erreichen läßt, die wir vor dem Kriege in der Bundesrepublik hatten. Jede dieser Alternativen birgt große Probleme und jede Entscheidung, welche auch immer getroffen wird, erhebliche Folgen in sich. Nur: ein weiteres Zögern und Säumen, sich mit der Problemstellung unter allen Gesichtspunkten auseinanderzusetzen, führt mehr und mehr in Richtung der dritten Alternative, eines Bevölkerungsrückgangs. Entscheidet man sich für sie – und das braucht keineswegs als ein Übel angesehen zu werden –, so werden sich die Auswirkungen auf die Siedlungsstruktur und die Stadtentwicklung erheblich verschärfen, die wir tendenziell bereits bis 1985 zu erwarten haben.

Das Geburtendefizit ist zwar in den Städten, Stadtregionen und Verdichtungsräumen überdurchschnittlich groß, jedoch üben die dort vorhandenen hochwertigen Arbeitsplätze und Aufstiegschancen in Verein mit Bildungs- und Freizeitangeboten, Lebensstandard und -niveau erfahrungsgemäß einen starken

Anreiz auf Zuwanderung aus. Er wird um so größer werden, als infolge der dargestellten Veränderungen in der Wirtschafts- und Sozialstruktur mit einem erheblichen Zuwachs an Beschäftigten im tertiären Wirtschaftssektor der Dienstleistungen gerechnet werden muß, der traditionell und begründet seinen bevorzugten Standort in den Städten und Stadtregionen hat. Im hier angenommenen Fall der dritten Alternative, die unter Verzicht auf eine Bevölkerungs- und/oder eine Einwanderungspolitik eine weitere Bevölkerungsabnahme hinnimmt, wird eine Zuwanderung nur aus den ländlichen Räumen, die kleinere Städte einschließen, erfolgen können. Sie werden also einem starken Sog in die Städte ausgesetzt sein und er kann gewiß schnell kritische Formen annehmen – sofern sich in der offenbar gewordenen gegenwärtigen Bevölkerungsentwicklung in Bälde nichts wesentlich ändert, was allerdings kaum zu erwarten ist.

*

Bei allen Vorbehalten und Einschränkungen, die für Überlegungen über künftige Entwicklungsmöglichkeiten angesichts mancher ungesicherter Daten und variabler Faktoren angebracht und notwendig sind, dürften doch einige Folgerungen oder auch nur Erwartungen erlaubt sein.

Städte und Stadtregionen werden auch künftig und noch stärker als bisher Siedlungsschwerpunkte der Industriegesellschaft sein. Wirtschaftliche Umstrukturierungen und die Sicherung des dafür erforderlichen Bildungs- und Ausbildungspotentials werden die Ansprüche an die Qualität der Städte und Stadtregionen steigern und – vorerst bis 1985/90 – auch noch ihr Wachstum begünstigen. Noch mögliche Zuwanderungsgewinne aus ländlichen Räumen dürfen nicht darüber hinwegtäuschen,

dichtungsräume – die vorhandenen Unterschiede und Gegensätze noch verstärken, die verschiedenartigen Probleme verschärfen und den zwischen ihnen angestrebten Ausgleich mit dem Ziel gleichwertiger Lebensbedingungen erschweren. Dies gilt vor allem für die mannigfaltigen Einrichtungen des Gemeinbedarfs, deren unter veränderten Verhältnissen fraglich werdende Effektivität kritischen Betrachtungen bereits von anderer Seite¹ unterzogen wurde, auf die ich mich hier beziehen darf. Ob Kindergärten oder Schulen, Krankenhäuser oder Sportstätten, Büchereien oder Verkehrsanlagen – alle Einrichtungen des Gemeindebedarfs werden unwirtschaftlich und funktionsuntüchtig, wenn sie überfüllt oder unterbesetzt sind, wobei es von sekundärem Belang ist, ob das eine wie das andere Übel mangelnder oder überschüssiger Kapazität auf nicht mehr mit dem veränderten Bedarf übereinstimmende Standorte, Dimensionen oder Organisationsformen der Einrichtungen zurückzuführen ist. Die bisherigen Planungsgrundlagen für infrastrukturelle Einrichtungen beruhten hauptsächlich auf dem Ziel einer optimalen Auslastung technischer und personeller Kapazitäten als einem ökonomischen Prinzip; daraus entstanden bestimmte Wechselbeziehungen:

- je spezialisierter in den Funktionen, desto größer die Betriebseinheiten;
- je größer die Betriebseinheiten, desto zahlreicher die zugehörige Bevölkerung;
- je zahlreicher die Bevölkerung und
- je geringer ihre Siedlungsdichte, desto größer das Einzugsgebiet;

¹ Professor Dr. phil. Erika Spiegel, T. U. Dortmund, im Vortrag *Planen und Bauen bei abnehmender Bevölkerung* am 22. 1. 1976 in Darmstadt.

je größer das Einzugsgebiet, desto weiter die Entfernungen und desto höher der Verkehrs-, Zeit- und Kostenaufwand, um das Ziel, Teilhabe an den Einrichtungen des Gemeinbedarfs, zu erreichen. Bis jetzt wird diesen Planungsgrundlagen gemäß disponiert, lociert, dimensioniert, investiert – auch mit Mitteln der Konjunkturförderung – während bereits Kindergärten unbenutzt, Schulen unterbesetzt sind und die ersten Folgen veränderter Voraussetzungen für die Stadtentwicklung sich auch an der Ausnutzung anderer infrastruktureller Einrichtungen zeigen. Ein Beibehalten des bisherigen Konzepts, in dem die Größe der Einrichtungen im allgemeinen mit Qualität gleichgesetzt wurde, muß bei abnehmender Bevölkerung und Besiedlungsdichte und bei dementsprechend größer werdenden Einzugsgebieten infolge längerer Entfernungen und höherer Verkehrs-, Zeit- und Kostenaufwendungen ein Absinken des Versorgungsniveaus zur Folge haben. Mit Recht ist daher bereits in der erwähnten kritischen Betrachtung die Frage aufgeworfen, ob die Ortsnähe der Einrichtungen nicht wichtiger für ihre Effektivität ist, als deren optimale Größe und Organisationsform.

Eine Bejahung dieser Frage würde eine Wende zu betrieblich und baulich kleineren, zwar teureren, weil zahlreicheren, jedoch besser genutzten Einheiten auslösen und bedeuten, daß in dem Bezugssystem zwischen optimaler Betriebsgröße infrastruktureller Einrichtungen, Einwohnerzahl und zumutbarer Entfernung, in dem bisher die Größe der Einzugsbereiche über die durch Planung beeinflussbare Besiedlungsdichte als Regulator diente, andere Faktoren als Variable zu fungieren hätten. Das könnte wiederum an das Konzept einer abgestuften Hierarchie zentraler Orte rühren, das bisher in Stadt und Land, sei es von der Raumordnung und Landesplanung, sei es von der

Regional- und Stadtplanung, für die Ausstattung mit Gemeinbedarfseinrichtungen in allen Fachbereichen wie für die Anlagen der Wirtschaft befolgt wurde und nicht zuletzt auch für die Gebiets- und Verwaltungsreformen in den Ländern von Belang war. In unseren Planungs- und Entwicklungsvorstellungen waren und sind wir noch allgemein auf Wachstum eingerichtet, sicher auf der Basis wirtschaftlichen Wachstums beruhend und auch darauf, daß wir Bevölkerungswachstum – belegbar seit 1816, dem ersten Jahr genauerer Daten – gewohnt waren. Unterstellt und erhofft, daß ausreichendes Wirtschaftswachstum uns erhalten bleibt, geben jedoch die dafür erforderliche Umstrukturierung der Wirtschaft und die technologische Entwicklung, die damit verbundene Veränderung in der Sozialstruktur und vor allem die Komponenten Bevölkerungsanzahl und -struktur allen Anlaß zum Überdenken unserer bisherigen Leitbilder, von Alternativen für die künftige Entwicklung und neuer Zielsetzungen unter veränderten Vorgaben. Dieser notwendige Prozeß wird gewiß nicht einfach sein, alle Kräfte fordern und die Politik vor Entscheidungen von großer Tragweite stellen.

Er wird mit einer kritischen Phase verbunden sein, die uns in vieler Hinsicht bevorsteht, insbesondere aber in der Entwicklung der Städte, vermutlich aller Größenordnungen. Die in der Umgangssprache gebräuchliche Phrase von »Gesund schrumpfen«, allemal oberflächlich und leichtfertig, ist für die Städte in ihrer künftigen Entwicklung in jedem Falle fehl am Platz. Sie haben bereits in der Phase eines oft hektischen Wachstums Qualitätseinbußen nicht immer begegnen können; die Gefahr, die ihnen in naher Zukunft erwachsenden Probleme nicht bewältigen zu können, ist größer, und ihnen zu unterliegen kann sie Eigenschaften kosten, die für unsere geistige und kultu-

relle wie für unsere wirtschaftliche und auch politische Potenz unentbehrlich sind.

Eine besondere Bedeutung, auch Sorge, kommt den Verdichtungsräumen zu, in denen aus vielen Gründen weitere wirtschaftliche Konzentrationen zu erwarten sind und infolgedessen mit erheblichen Zuwanderungen trotz allgemeiner Bevölkerungsverluste zu rechnen ist, worauf auch der schon zitierte Raumordnungsbericht 1974 der Bundesregierung hinwies. Solche Entwicklung wird vor allem in den Räumen entlang der Rheinachse eintreffen, an deren weiterer wirtschaftlicher Intensivierung mehrere Staaten beteiligt sind. Mit ihr zeichnet sich bereits die Bildung von Agglomerationen ab, großen Siedlungsbereichen mit unterschiedlichen Strukturen, in denen die Stadtform sich auflöst und der Landschaftsraum weitere Einbußen erleidet, was beides beispielsweise an der nordamerikanischen Ostküste bereits der Fall ist. Hier ist uns die schwere Aufgabe gestellt, in diesem Prozeß einerseits Werte städtischer Lebensform zu bewahren und neue Werte aus der künftigen Siedlungsform in diesen Räumen zu gewinnen, andererseits aber die Naturräume mit den in ihnen liegenden Ressourcen, vor allem an Wasser, uns als Lebensgrundlage umfassender Art zu erhalten. Für beide Teile der Aufgabe, die in den selben Räumen große Probleme auslösen, bedarf es dringend aufeinander abgestimmter Nutzungskonzepte unter den Gesichtspunkten veränderter Voraussetzungen für die Stadtentwicklung, die – hier in gebotener Kürze – darzustellen, meine Absicht war.

Daß ich dafür Ihr Interesse gefunden habe, danke ich Ihnen und dies umso mehr, als Sie an mein Thema wahrscheinlich andere Erwartungen geknüpft haben und Sie infolgedessen über meine Ausführungen auch enttäuscht sein mögen, insbe-

sondere Sie, Herr Bundespräsident, der Sie heute mittag, und Sie, Herr Ordenskanzler, der Sie in Ihrer Begrüßung heute nachmittag Erwartungen äußerten, die ich nicht erfüllen konnte. Die Aufgabe, über die Ihnen zu berichten mir am Herzen lag, bedeutet eine Herausforderung und gewiß nicht nur an die Fachleute; denn sie ist uns allen gestellt. Sollte sie auch von Ihnen als an Sie selbst gerichtete Herausforderung empfunden sein, so war das meine Hoffnung, als ich dies Thema für die heutige öffentliche Sitzung des Ordenskapitels wählte. Für mein spätes Bekenntnis bitte ich Sie um Ihre freundliche Nachricht.

Literaturhinweise:

Planung unter veränderten Verhältnissen, Vorbereitender Bericht, Deutsche Akademie für Städtebau und Landesplanung, Hannover 1975.

Planung unter veränderten Verhältnissen, Referate und Diskussionsberichte, Akademie für Raumforschung und Landesplanung, Hannover 1976.

Erika Spiegel, *Planen und Bauen bei abnehmender Bevölkerung* [unveröffentlichtes Vortragsmanuskript], Dortmund 1976.

ÖFFENTLICHE SITZUNG DES
ORDENSKAPITELS
IN DER PAULSKIRCHE IN FRANKFURT
7. JUNI 1977
REDEN UND GEDENKWORTE

**BEGRÜSSUNGSWORTE
DES ORDENSKANZLERS**

Herr Bundesratspräsident,
Herr Ministerpräsident,
Meine Herren Minister, Staatssekretäre und Abgeordnete,
Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Im Herbst des vorletzten Jahres hat der Herr Oberbürgermeister der Stadt Frankfurt in Verbindung mit der Hessischen Staatsregierung den Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste eingeladen, eine seiner nächsten öffentlichen Sitzungen in der Paulskirche zu Frankfurt abzuhalten. Das Ordenskapitel hat diese Aufforderung mit Zustimmung aufgenommen, kam sie doch seinem Wunsche entgegen, gelegentlich sich zu solchen Sitzungen auch außerhalb der Bundeshauptstadt in gewichtigen Städten und Zentren der Bundesländer zu versammeln. Daß diese Absicht gerade hier in der Paulskirche zum ersten Mal Verwirklichung findet, wenn man von zwei aus besonderen Anlässen anberaumten Sitzungen in Berlin absieht, begrüßt das Kapitel aufs lebhafteste, befinden wir uns doch in einer Stätte, deren Rang und schicksalhafte Bedeutung in unserer Geschichte jedem Deutschen tief bewußt sind. Unter den aufgeklärten und fortschrittlichen Männern, die Mitglieder

der Deutschen Nationalversammlung waren und die hier am 28. März 1849 eine Reichsverfassung verabschiedet haben, befanden sich mehrere, die dem Orden angehörten. Wer von uns wüßte nicht, daß, wenn diese Verfassung jemals Gültigkeit erlangt hätte, der Weg unseres Landes in ganz andere Bahnen gelenkt worden wäre und sich vermutlich auch die Zeit, in der wir selbst leben, sehr verschieden von dem ausnehme, was in und um uns vorgeht. Unter unseren Ordensmitgliedern nenne ich nur den Germanisten Jacob Grimm und den Botaniker Stephan Ladislaus Endlicher, einen Österreicher, die schon sechs bzw. vier Jahre dem Ordenskapitel angehört haben, ehe sie in die Paulskirche einzogen, und den Historiker Friedrich von Raumer sowie den Rechtsgelehrten Josef Karl Anton Mittermaier, die beide zusammen 1863 in den Orden gewählt worden sind, also vierzehn Jahre nach dem Scheitern des in der Paulskirche Erstrebten, nach dem, was Theodor Schieder einmal den Bruch zwischen Geist und Politik, der dadurch für lange Zeit hervorgerufen wurde, genannt hat. Nicht zuletzt im Gedenken an diese Männer, aber auch in der Erinnerung daran, daß unser Ordensmitglied, der Bildhauer HANS WIMMER, an der Paulskirche das Mahnmal für die Opfer des Nationalsozialismus geschaffen hat, dankt das Kapitel der Stadt Frankfurt wärmstens für die Gastfreundschaft, die sie dem Orden gerade hier erweist.

Namens des Ordenskapitels begrüße ich Sie und danke Ihnen für Ihre Teilnahme an der öffentlichen Sitzung. Ich darf mit Ihrem Verständnis rechnen, wenn ich nur einige unter den vielen Gästen namentlich begrüße. Zuerst Sie, sehr verehrter Herr Dr. Vogel, der Sie als Präsident des Deutschen Bundesrates unseren Protektor vertreten, sodann Frau Liselotte Funke und Herrn Dr. Schmidt-Vockenhausen als Vizepräsidentin bzw.

Vizepräsidenten des Deutschen Bundestages, den Bundesminister des Innern, Herrn Professor Maihofer, die Herren Staatsminister Gries, Dr. Günther und Krollmann von der Regierung des Landes Hessen, Herrn Berg als den amtierenden Bürgermeister der Stadt Frankfurt und Herrn Dr. Ginsburg, den Generalsekretär des Zentralrates der Juden in Deutschland.

Des weiteren begrüße ich Abgeordnete des Bundestages, insbesondere den Fraktionsvorsitzenden Dr. Kohl, und der Landtage, Vertreter des Konsularcorps, Angehörige von Bundes- und Landesministerien, den Präsidenten der Johann Wolfgang Goethe-Universität, die Präsidenten der Akademien der Wissenschaften in Heidelberg und Mainz, der Deutschen Forschungsgemeinschaft, der Max Planck-Gesellschaft, des Wissenschaftsrates, der Deutschen UNESCO-Kommission, des Deutschen PEN-Zentrums und die Leiter nicht weniger wissenschaftlicher Gesellschaften und Institutionen. Der Gruß des Kapitels gilt nicht zuletzt den ausländischen Mitgliedern des Ordens, die heute zu uns gekommen sind: ANDREAS ALFÖLDI, RICHARD ETTINGHAUSEN und GEORGE KENNAN aus den Vereinigten Staaten, SIR HANS KREBS und SIR RONALD SYME aus England und KONRAD LORENZ aus Österreich.

Der Orden hat im Jahre 1976, seit unserer letzten öffentlichen Sitzung in Bonn, den Architekten ALVAR AALTO in Helsinki, den Theologen RUDOLF BULTMANN in Marburg, den Historiker HANS ROTHFELS in Tübingen, den Maler KARL SCHMIDT-ROTTLUFF in Berlin und den Maler FRITZ WINTER in Dießen durch den Tod verloren. Ihrer wird anschließend gedacht werden. Die Gedenkworte für GEORG OSTROGORSKY in Belgrad, CARL ZUCKMAYER in Saas Fee und TRASYBULOS GEORGIADES in München, Ordensmitglieder, die erst vor kurzem von uns gegangen sind, bleiben den nächsten öffentlichen Sitzungen

vorbehalten. Ich begrüße die anwesenden Angehörigen der Verstorbenen und versichere sie der Anteilnahme des Kapitels. Meine Damen und Herren! Wir haben uns hier zur vierundzwanzigsten öffentlichen Sitzung des Ordens zusammengefunden, einer Gemeinschaft, die 1952, also vor fünfundzwanzig Jahren dank der Initiative von Theodor Heuss neubelebt worden ist. Ich wiederhole nur Bekanntes, wenn ich erwähne, daß es dem 1842 gegründeten Orden von 1933 an verwehrt worden ist, Zuwahlen vorzunehmen, was dazu führte, daß nach dem 2. Weltkrieg nur noch drei Mitglieder des Ordenskapitels am Leben waren: Wilhelm Furtwängler, Herrmann von Kuhl und Enno Littmann. Heuss, der 1942 rückblickend vom Orden einmal gesagt hat, daß sich in ihm das überzeitliche Repräsentative gewiß mit Zeitbedingtem mische, aber daß doch die Sammlung großer oder doch bedeutender Namen jener Stiftung Friedrich Wilhelms IV. für ein Jahrhundert den Charakter der sonderlichen Dignität gegeben habe, Heuss hat in der vollen Überzeugung von der Bedeutung des Ordens als Wahrer einer Tradition, die nicht untergehen dürfe, vom Januar 1950 an sich bemüht, die Wiederbelebung des Ordens zu erreichen, die dann am 31. Mai 1952 mit fünfzehn neugewählten Mitgliedern des Kapitels vollzogen worden ist, auf den Tag genau hundertundzehn Jahre nach der Gründung im Jahre 1842. In den hundertfünfunddreißig Jahren, die die Ordensgemeinschaft besteht, bilden die letzten fünfundzwanzig nur einen Abschnitt, aber, wie wir meinen, einen wesentlichen, denn die historische Kontinuität ist bewahrt und die geistige und sachliche Autonomie des Ordens nicht nur gesichert, sondern den heutigen Erfordernissen entsprechend eher noch gestärkt worden. Wir gehören gewiß nicht zu denen, die meinen, jedes einigermaßen sich bietende Datum müsse von einer besonderen

Veranstaltung begleitet sein. Aber fünfundzwanzig Jahre neueste Ordensgeschichte schienen uns doch ein willkommener Anlaß, noch mehr als das bisher geschehen ist, den Orden selbst, seine in- und ausländischen Mitglieder vom Tage der Gründung an, seine mitunter zeitbedingte Konstitution, seine Geltung im Gange der Zeiten und seine wechselvollen Schicksale der anteilnehmenden Öffentlichkeit verständlich und sichtbar zu machen. Ich habe daher das Anerbieten von Herrn Professor Pflug, in Räumen der Deutschen Bibliothek hier in Frankfurt eine aus Dokumenten, Bildern und Veröffentlichungen bestehende Ausstellung über den Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste von seinen Anfängen bis heute zu zeigen, gerne angenommen. Diese Ausstellung ist gestern nachmittag eröffnet worden. Das Ordenskapitel dankt auch hier in der öffentlichen Sitzung Herrn Pflug und seinen Mitarbeitern für alle Mühe und Sorgfalt, die bei der Gestaltung der Ausstellung aufgewendet worden sind.

Der Physiker Dominique François Arago, der 1842 in den Orden gekommen ist und 1848 Mitglied der provisorischen Regierung in Paris war, sah in seinen politischen Bestrebungen einen europäischen Staatenbund als Ziel, und unser Ordensmitglied RAYMOND ARON hat vor zwei Jahren in den Europäischen Heften einen Aufsatz über *Europa, Zukunft eines Mythos* geschrieben, den manche unter Ihnen gelesen haben werden. Welche Schwankungen in der Auffassung, welche heftigen Bemühungen, aber auch schmerzlichen Enttäuschungen im Hinblick auf Europa werden dem Nachdenklichen innerhalb des mit 1848 beginnenden Zeitraumes deutlich! Eben Raymond Aron, der seit 1975 dem Orden angehört, hatte sich zu unserer Freude bereiterklärt, heute an dieser Stelle »Über die Zukunft der freien Gesellschaften« zu uns zu sprechen. Leider ist aber

Herr Aron Ende April schwer erkrankt, so daß ziemlich kurzfristig umdisponiert werden mußte. Herr WALTER ROSSOW, dem ich für seine Bereitwilligkeit sehr danke, wird einen Vortrag halten über »Landesentwicklung unter sich ändernden Bedingungen – Die natürlichen Grundlagen als neuer Faktor«, ein Thema, das uns alle berührt, gilt es doch Problemen, die von ebenso großem wirtschaftlichem wie politischem Gewicht im weitesten Sinne sind.

Zunächst jedoch hören wir die Gedenkworte. Statt des erkrankten Herrn RAHNER wird Herr GADAMER über Herrn BULTMANN sprechen.

GEDENKWORTE

ALVAR AALTO

3. 2. 1898—11. 5. 1976



Alvin Karpis

Gedenkworte für

ALVAR AALTO

von

Rolf Gutbrod

Der Orden gedenkt seines Mitgliedes Alvar Aalto, geboren 3. Februar 1898, gestorben 11. Mai 1976.

Für fast alle zeitgenössischen Architekten umgibt ein magischer Glanz den Namen Aalto. Gleich, welcher Richtung sie sich selbst zurechnen, sie erkennen seine Meisterschaft, ihn sehen sie als Verkörperung ihres Berufsideals.

So wie für Viele der Name Picasso gleichbedeutend ist mit moderner Kunst, so der Name Aalto mit Architektur. Aber Picasso wird bewundert als Maler, Graphiker, Keramiker, Zeichner, bei Aalto geht es noch um ein anderes: er wird als Mensch gesehen, als Planer für Menschen, bemüht um Menschenwürde, als eine Persönlichkeit, die alles, was sie anpackt, mit Kreativität durchwärmt.

Was ist das Besondere an seinen Schöpfungen?

Ist es vielleicht die Tatsache, daß er immer das Ganze sieht und sichtbar werden läßt? —

In seine Stadtplanungen geht die ganze Landschaft ein, die Modelle wirken manchmal wie Versteinerungen von Pflanzen oder von Tierformen. Seine Häuser erhöhen die Landschaft, rahmen die Gärten und schaffen eine neue Einheit. In den von ihm gebauten Räumen entstehen durch seine eigenwillige Lichtführung ganz verschiedene Zonungen und Werte. Er entwirft auch selbst die Möbel, die Beleuchtungskörper und das Gerät, und alles fügt sich zu einer Einheit. — Es ist ein Genuß, seine lebendigen, sprechenden Zeichnungen zu betrachten. Manche sehen aus wie Baumrinde, haben etwas Borkenartiges. Immer stellen sich urbildhafte Assoziationen ein. Und doch erfüllen die Räume und Raumfolgen die funktionellen Notwendigkeiten in idealer Weise.

Aalto ist Finne. Er wurzelt in diesem schönen kraftvollen Land mit seinen Seen, Wäldern und Granitfelsen, seiner Atmosphäre, auf diesem Boden wächst sein offenes Weltbürgertum.

1921, dreiundzwanzig Jahre alt, nimmt er sich vor, die »*Geheimnisse* unseres Berufs zu ergründen«, zwanzig Jahre später, anlässlich des Todes des von ihm verehrten Architekten Gunnar Asplund, formuliert er:

»Die Architektur hat noch ungenutzte Reserven und Mittel, die zum einen direkt aus der Natur kommen, zum anderen aus den Antworten der menschlichen Seele, die man nicht in Worte fassen kann.«

1938 verblüffte er die zum CIAM Kongreß versammelten Großen der Architektur mit Bildern seines eben vollendeten Lungenkrankenhauses. 1937, beim Bau der Bibliothek in Vipuri tauchten in der Decke die bewegten Wellenlinien auf, die so charakteristisch für sein Schaffen werden sollten.

Roland Rainer, der selbst eher rational arbeitende bedeutende Architekt und Stadtplaner sagt von Aalto:

»Die Loslösung vom rechtwinkligen Ordnungssystem bedeutet bei ihm niemals Willkür, sondern folgt andersartigen Gesetzmäßigkeiten – sie sieht auf räumliche Erlebnisvielfalt durch stetige Veränderung der Blickpunkte und Blickwinkel, wie wir sie ähnlich auch im mittelalterlichen Städtebau finden.«

Das war vor der Einführung der Reißchiene, die dazu führte, daß unsere Stadtpläne das Schachbrettmuster annahmen. Aalto hat eben noch unmittelbaren Zugang zu den ursprünglichen natürlichen Gestaltungskräften. Er hat sich nie spezialisiert, er baut Großes und Kleines, aber was er baut, wird immer etwas Besonderes: Seine Papierfabrik im Wald und am Wasser, in dem die Holzstämme treiben, ist eine herrliche Komposition, und in der Arbeitersiedlung nebenan fühlt man sich geborgen und zuhause. Er baut Kirchen, Friedhofskapellen, aber auch ein Kulturhaus für die Kommunistische Partei. Für dessen Außenhaut läßt er sich einen neuen Ziegelstein formen, der statt eines Kubus weich geschwungene Linien erlaubt, die noch heute – 20 Jahre später – wohlthuend das Stadtbild von Helsinki bereichern.

Beim viel bewunderten, ganz aus Holz gebauten finnischen Pavillon auf der Weltausstellung 1959 in New York taucht die Wellenlinie aus Holzstäben wieder auf und in Cambridge baut er für die Studenten von MIT – die er auch als Lehrer begeistert – ein Dormitory, das mit seinen großen geschwungenen Formen weit in die Freiräume hineinwirkt.

Backstein, Granit, Kupfer und immer wieder Holz sind seine bevorzugten Baustoffe, denen er aber eben neue Werte einprägt. Das Rathaus von Säynätsalo oder etwa das Hauptgebäude der Universität von Otaniemi sind dafür gute Beispiele.

Man ruft ihn von überall:

Sein herrlicher Entwurf für die Stadthalle Wien 1953 wird nicht gebaut, ebensowenig sein Vorschlag für die Metropolitan Oper New York. Leider auch nicht sein zukunftsweisender Entwurf für eine Oper in Essen, deren Modell wie ein Baumstumpf aus der Umgebung herauswuchs und die Preisrichter so begeisterte, daß sie den ersten Preis erhöhten und gar keinen zweiten Preis erteilten. Aber wir haben in Deutschland doch einige wenige Zeugnisse seines Wirkens:

In Bremen, in der neuen Vahr, erhebt sich plötzlich aus der Schar der üblichen deutschen Nachkriegswohnblöcke ein zartes, schlankes Gebilde: die Wellenlinie einer Wohnhochhausfassade erinnert an ein Segel, das sich an den Wind anlehnt. Sie nimmt dem großen Block jede Schwere. – Für das Hansaviertel in Berlin erfindet er einen neuartigen Grundriß für familiengerechtes Wohnen, – der Retortenstadt Wolfsburg schenkt er mit seinem Kulturhausbau ein Stück Seele.

Er hat in der ganzen Welt aus dem Vollen bauen dürfen. Er liebt Italien. Viel über seine Architektur sagt er aus in den schönen Bildern, die er malt.

Mit Ehrungen aus der ganzen Welt wurde er überhäuft, Akademien und Architekturvereinigungen ehrten sich durch seine Berufung in ihren Kreis.

Im Jahre 1969 wurde er in den Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste gewählt.

Ein bezaubernder, ein eminent schöpferischer, ein bedeutender Mensch, und – so selten heute: immer heiter.

Alvar Aalto ist leiblich nicht mehr unter uns, geistig wird er weiterwirken!

HANS ROTHFELS
12. 4. 1891–22. 6. 1976



H. Rosner

Gedenkworte für

HANS ROTHFELS

von

Theodor Schieder

Mit Hans Rothfels, der am 22. Juni 1976 kurz nach Vollendung seines 85. Lebensjahres in Tübingen verstarb, ist einer der letzten großen Repräsentanten der deutschen Geschichtswissenschaft von uns gegangen, deren Wirken von der Weimarer Republik bis in die Nachweltkriegszeit reichte. Er war Repräsentant der Geschichte im doppelten Sinne des Worts: der Geschichte als wissenschaftliche Disziplin in ihren Entwicklungen und Differenzierungen in einer bewegten Zeit. Und der Geschichte als Zeit- und Lebensschicksal, die ihm nichts erspart hat. Die Geschichte hat ihn geformt, und er hat sie gestaltet.

Hans Rothfels hat sich immer als Schüler Friedrich Meineckes bekannt, des großen Meisters der Geistesgeschichte, wenn er auch nie Geschichte in erster Linie und ausschließlich als Geschichte der reinen Ideen verstand; dazu war sein politisches

Temperament zu stark. Was ihn an Meinecke anzog, war, wie er es selbst einmal formulierte, »das Vorbild eines Durchdringens des bloß Faktischen auf seine geistigen Grundgehalte hin« und die »unaufdringlich vorgeprägte Einheit von Wissenschaft und Lebenshaltung«. An dieser Einheit hat er in einem Leben festgehalten, in dem ihm manche physischen und moralischen Verletzungen widerfahren sind, denen er aufrecht und mit großer Unerschrockenheit widerstand. Die Erfahrungen einer Zeit, in der das Moralische sich nicht mehr von selbst zu verstehen schien, hat sein ethisches Verständnis der Geschichte, wie er es bei Meinecke vorfand, in ungewöhnlicher Weise verstärkt und sein Urteil über Geschichte unter zwingende sittliche Normen gestellt. Er war ein bedeutender Lehrer und Erzieher zu einem historischen Weltverständnis, das er einem großen Schülerkreis in Königsberg, Chicago und Tübingen vermittelte. Sein Verhältnis zur Geschichte stand immer im Zeichen persönlicher Betroffenheit; aber in dem Wandel, der sich daraus ergab, suchte er nach den überdauernden Werten, die über die reine Kontemplation und die historisierende Relativierung hinausführten. Das Überdauernde war für einen Gelehrten nicht selbstverständlich, der sich in seinem Wirken ständig vor neue Situationen, Aufgaben und Pflichten gestellt sah. Rothfels beanspruchte für den Historiker kein Richteramt, aber ein Wächteramt über die Wahrung menschlicher Werte durch die politisch Handelnden. In diesem Sinne stellte er einmal dem viel mißbrauchten Begriff »Realpolitik« als Forderung für die Gegenwart eine »unpharisäische, aber durch keine Opportunitätsgesichtspunkte ablenkbare Bemühung um das Bewußtsein für Recht und Unrecht« gegenüber.

Unter den Themen, die im Mittelpunkt von Rothfels' wissenschaftlichen Arbeiten standen, steht zeitlich und gedanklich

die Auseinandersetzung mit Bismarck an erster Stelle. Anstelle von kritikloser Verehrung und bedingungsloser Ablehnung suchte er nach einem neuen Zugang zur Gestalt und Politik des Reichskanzlers, der an die eigentümlichen altkonservativen und vornationalen Gehalte von Bismarcks Anschauungen von Staat und Gesellschaft anknüpft. Sein Bismarck-Bild war weder das des reaktionären Junkers noch des Nationalisten oder Bonapartisten, sondern das des Konservativen, aber sozial aufgeschlossenen und in alten übernationalen Zusammenhängen denkenden Staatsmannes; in den Unvollkommenheiten seiner Staatsanschauung und seines Staatshandelns fand er zugleich »Ahnung kommender Dinge«. Unvergeßlich ist sein erstes Auftreten nach dem Kriege in Deutschland auf dem Münchener Historikertag von 1949, wo er den Schlußvortrag *Bismarck und das 19. Jahrhundert* hielt, der eine Art Vermächtnis geblieben ist in der Art, wie hier die Überlieferung mehrerer Generationen deutscher Geschichtswissenschaft in verwandelter Form weitergegeben wurde.

In einer Zeit eines hemmungslosen und unreflektierten Nationalismus hat Rothfels vom Boden des alten Ostpreußen, von Königsberg aus, versucht, den Begriffen und Wesenheiten Nationalität, Nationalstaat, Nationalbewußtsein einen modifizierten Gehalt zu geben und an die übernationalen Bindungen zu erinnern, unter denen auch noch das alte Preußen lebte und in denen er einen Weg in die europäische Zukunft erblickte. Dies war es, was auf eine ratlose Generation in den 20er Jahren eine ungeheure Faszination ausübte.

Als nach den fruchtbaren Königsberger Jahren, die wohl den Höhepunkt im akademischen Leben von Rothfels darstellten, der gewaltsame Bruch kam und er aus Amt und Heimat vertrieben wurde, nahm Rothfels das Schicksal der Emigration

nicht passiv hin, sondern er reagierte darauf im Sinne der Devise Meineckes von der Einheit von Wissenschaft und Lebenshaltung. In den USA entstand und erschien das Buch über die deutsche Opposition gegen Hitler, zuerst in englischer Sprache, ein erstes Zeugnis der Hinwendung von Rothfels' Schaffen zur Zeitgeschichte, aber auch ein Zeugnis für den Mut des Historikers Rothfels, und zwar in einem doppelten Sinne: er schrieb es zuerst in der Sprache der Kriegsgegner von Hitler-Deutschland und lenkte die Aufmerksamkeit der amerikanischen Öffentlichkeit darauf, daß es überhaupt einen deutschen Widerstand gegeben hat. Und er sagte den Deutschen, daß die Männer des Widerstands nicht nationale Verräter, sondern von tiefem Ethos erfüllte Patrioten gewesen sind. Die Beschäftigung mit der Zeitgeschichte erfüllte dann den letzten Lebensabschnitt Rothfels' seit seiner Rückkehr nach Deutschland; sie beginnt mit der Begründung der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, in deren erstem Heft der wegweisende programmatische Aufsatz *Zeitgeschichte als Aufgabe* steht, und die in den 24 Jahrgängen seither bis zuletzt unter dem Namen von Hans Rothfels als Herausgeber erschienen sind. Rothfels' Aktivität strahlte aber auf das weite Feld zeitgeschichtlicher Forschung auch sonst nach vielen Richtungen aus: er war Mitherausgeber der Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa und knüpfte hier unter völlig veränderten Voraussetzungen, nach einer säkularen Katastrophe, an seine älteren Arbeiten über Ostmitteleuropa an. Er setzte schließlich seine ganzen, ihm verbliebenen Kräfte für das große Dokumentenwerk *Akten zur deutschen auswärtigen Politik* ein, das in internationaler Zusammenarbeit die Edition der deutschen Dokumente aus den Entscheidungsjahren 1918–1945 besorgte und besorgt. Den Abschluß dieses großen Vorhabens sollte er nicht mehr erleben.

In solchen Unternehmungen trat er als großer Gelehrter mit seiner Person zurück hinter ein auf dem Zusammenwirken vieler beruhendes Werk, aber seine Anregungen, seine Kritik haben diesem Werk seine persönlichen Züge eingeprägt.

Rothfels hat im Inland und Ausland das Ansehen des großen alten Mannes der deutschen Geschichtswissenschaft gehabt. Neben Gerhard Ritter, Percy Ernst Schramm, die beide, wie er selbst seit 1961, Mitglied des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste gewesen sind, hat er dieses Ansehen, das er selbst genoß, auch der deutschen Geschichtswissenschaft vermittelt. Für den Wiederaufbau der deutschen Geschichte nach dem Kriege, für den Brückenschlag zu der Geschichte der westlichen Völker ist er unersetzlich gewesen.

RUDOLF BULTMANN

20. 8. 1884–30. 7. 1976



Rudolf Bultmann

Gedenkworte für

RUDOLF BULTMANN

von

Hans-Georg Gadamer

Als der Orden im Jahre 1969 Rudolf Bultmann zu seinem Mitglied wählte, stand Bultmann bereits im hohen Alter von 83 Jahren und konnte an unserer Tätigkeit nur noch von ferne teilnehmen. Gleichwohl hat er die Aufnahme in diesen Kreis von Gelehrten, Forschern und Künstlern mit großer Genugtuung begrüßt und hat uns seine volle Anteilnahme zugewandt. Zwar stand er längst als Altmeister neutestamentlicher Forschung in weltweitem Ansehen, aber die eigentümliche Spannung, der der Theologe von Rang ausgesetzt ist, Forscher – Historiker, Philologe, Mann der Wissenschaft – zu sein und zugleich ein Lehramt im Auftrag der Kirche zu versehen, hat gerade Rudolf Bultmann zeit seines Lebens mit besonderer Schärfe begleitet. So war die wissenschaftliche Anerkennung, die die Aufnahme in den Orden darstellte und die ganz außer-

halb der Kirche, von Laien, beschlossen worden war, für ihn von besonderem Werte.

Er stammte aus einem evangelisch-lutherischen Pfarrhaus im Oldenburgischen. Geboren am 20. August 1884, verbrachte er Kindheit und Schulzeit dort, um dann seine theologischen Studien in Tübingen, Berlin und in Marburg zu betreiben. Von Marburgs großer theologischer Schule, insbesondere von Jülicher, Wilhelm Herrmann und Heitmüller empfing er seine Prägung, und nach vier Jahren Breslau, wo er 1916–1920 seine erste Professur innehatte, und einem Jahr in Gießen kehrte er 1921 nach Marburg zurück, dem er bis zu seinem Lebensende treubleib. Die letzten Jahrzehnte lebte er dort in großer Zurückgezogenheit, insbesondere nachdem Leiden und Tod seiner Gattin ihn vereinsamt hatten. Er starb im gesegneten Alter von 92 Jahren am 30. Juli 1976, bis in die letzten Jahre seinen Kindern, Schülern, Freunden und dem geistigen Leben aufmerksam teilnehmend zugewandt.

So hat er über ein halbes Jahrhundert Marburg, der ältesten protestantischen Universität Deutschlands, seine Präsenz geliehen. Die einzigartige Fruchtbarkeit, die er als Lehrer vieler Generationen von Theologen entfaltete, lebt bis heute in den lebendigen Treffen weiter, die alljährlich die Alten Marburger vereinigen. Sein pädagogisches Charisma war von der Produktivität seiner Forschungskraft nicht zu trennen, insbesondere nicht von seiner unermüdlichen Fragelust und seinem konzentrierten Ernst. Wer einmal eine Vorlesung von ihm gehört oder an seinem (oft allzu zahlreich besuchten) Seminar teilgenommen hat oder auch ihm im kirchlichen Amt des Predigers begegnete, wurde von der Intensität seiner Präsenz gepackt. Nichts von Pathos oder rhetorischer Kunst. Äußerste Nüchternheit, bohrender Scharfsinn, Sarkasmus und manchmal erwär-

mender, manchmal grimmiger Humor waren ihm eigen, aber man muß es erlebt haben, wenn er in einer exegetischen Vorlesung den Bibeltext, griechisch und in seiner Übersetzung, vorlas, als ob er es ganz nur für sich selber täte und nur, um darüber nachzusinnen. Was war da für eine Spannung in der Luft, die auch nicht nachließ, wenn sich dann in der Interpretation die erstaunlichste Gelehrsamkeit und der subtilste Scharfsinn mit oft erbarmungslosem Spott über seine theologischen Kollegen mischte. Und wenn er im Seminar seine spitzigen, scharfen und geschliffenen Debatten führte, jeder Gegenrede offen, seine eigene Replik blitzartig hinter den blauen Wolken seiner Pfeife hervorschießend – das war ein Schauspiel, nein, kein Schauspiel, sondern ganz ohne Spiel und ganz ohne Schau ein Stück vorgelebter Redlichkeit.

Es war diese unbeirrbare Redlichkeit, die ihn in besonderem Maße vor den Gefahren der Erbaulichkeit, des Pathos und der Routine bewahrte, die sich so leicht im kirchlichen Amt einstellen. Es war dieselbe unbeirrbare Redlichkeit, die ihm in den Zeiten der Anfechtung seine Stärke lieh, wie sie ihm insbesondere der Kirchenkampf in der Hitlerzeit, aber auch die nicht-abreißenden Konflikte mit den kirchlichen Behörden vor und nach dem Dritten Reich brachten.

Die Organisation seines Gelehrtenlebens war von beispielloser Disziplin und einem äußersten Willen zur Sparsamkeit. Einen nicht geringen Teil seiner wissenschaftlichen Produktion hat er auf den freien Rückseiten von bezahlten Rechnungen, beantworteten Briefen, ja, auf dem aufgeklappten Innern von Briefumschlägen zu Papier gebracht. Aber am sparsamsten war er mit seiner Zeit. Ohne den Lebensgenuß, das Leben in Familie und Freundschaft und beim Glase Wein zu schmälern, hielt er die strengste Zeiteinteilung ein. Selbst die freie Zeit war

sinnvoll geplant und ausgefüllt. Selbstverständlich wurde jede Reise genau vorbereitet und mit größter Planmäßigkeit durchgeführt. Seine jährliche Kur, die er für sein Hüftleiden später regelmäßig im Schwarzen Bock in Wiesbaden nahm, enthielt regelmäßig ein genau vorbereitetes Lektüre-Programm aus den verschiedensten Bereichen von Kunst und Wissenschaft. Zu seinen Freizeitliebhabereien gehörte, neben konsequent durchgehaltenen täglichen Lektürestunden, die vor allem die klassische Literatur, aber auch moderne Literatur pflegten, das imaginäre Reisen, irgendwohin in die ferne Welt, mit genauer Wahl der Züge, die er nehmen würde, der Hotels, in denen er wohnen würde, und natürlich vor allem mit genauester historischer und kunstgeschichtlicher Vorbereitung für alle Sehenswürdigkeiten, die er antreffen würde: ein einzigartiges Gemisch von Phantasie und Pedanterie, diesen Feengaben des geborenen Gelehrten. Welch ein beständiges Sammeln und Anreichern des eigenen stupenden Wissens selbst noch im Spiel.

Und gar im Ernst. Es müßte ein Berufenerer ausführen, wie sich das gelehrte Werk des großen Exegeten aufbaut. Es beginnt mit der Lizenziatenarbeit über den Stil der Paulinischen Predigt und der kynisch-stoischen Diatribe (1910) – und schon damit wird die formgeschichtliche Methode der damaligen historischen Theologie bereichert, die mit seinem Standardwerk von 1921 *Die Geschichte der synoptischen Tradition* einen repräsentativen Höhepunkt erreichte. Auch später hat Bultmann, vor allem durch ungezählte begriffsgeschichtliche Beiträge, die den Neutestamentler mit der ganzen großen Literatur und Sprache des griechischen Altertums in Wechselwirkung brachten, seine Meisterschaft in der Ausübung des philologischen Handwerks bewiesen. Große exegetische Leistungen,

vor allem der umfassende, ihn fast zwei Jahrzehnte in Atem haltende Kommentar zum Johannesevangelium, zeigen ihn auf der Höhe der historisch-kritischen Kunst. Auch wenn er kein theologischer Denker von eigener Prägung gewesen wäre, blieb er ein großer Philologe und ein wahrhaft überzeugter Humanist. Die griechische Philosophie, die griechische Literatur waren ihm beständig gegenwärtig, und als er nach 1945 seine Gedanken zur Reorganisation der Marburger Universität vorlegen sollte, hat er mit entschlossener Radikalität die humanistische Tradition ins Zentrum seiner Vorschläge gestellt.

Und doch war er nicht nur ein Philologe, sondern ein wirklicher theologischer Denker, dessen Reflexionen beständig um die methodischen Probleme der Theologie und ihr Verhältnis zur Philosophie kreisten. In seiner Jugend, in der Zeit des ersten Weltkrieges, lag die Krisis des Historismus in der Luft. Die gewaltige Expansivität, mit der Polyhistoren wie Wilhelm Dilthey und Max Weber, große Philologen wie Wilamowitz, Historiker wie Theodor Mommsen und Eduard Meyer, Theologen wie Adolf von Harnack und Ernst Troeltsch das historische Universum aufgeschlossen und unter sich aufgeteilt hatten, war ausgelebt. Reflektiertere Figuren, wie Werner Jaeger und Karl Reinhardt, Karl Barth und Friedrich Gogarten erhoben ihre Stimme. Der junge Theologe Rudolf Bultmann war auch längst auf der Suche, wie er sein vertieftes religiöses Engagement und seine wissenschaftliche Redlichkeit miteinander in Einklang bringen sollte. So wurden zwei Begegnungen für ihn entscheidend: die mit der dialektischen Theologie, insbesondere mit Karl Barths Kommentar zum Römerbrief, und die mit der Existenzphilosophie, insbesondere mit Martin Heidegger in Jahren fruchtbarer Marburger Zusammenarbeit. Die damit gegebene Spannung auszuhalten, bedeutete eine Heraus-

forderung. Sie wies dem theologischen Denker Rudolf Bultmann seinen vielumstrittenen Weg.

Was ihn mit Karl Barth, dem reformierten Theologen, verband, war im Negativen klarer als im Positiven. Der Briefwechsel dieser beiden Theologen scharf ausgeprägter und extrem verschiedener Art, der uns heute vorliegt, spiegelt beides: ein neues Ernstnehmen des Wortes der Verkündigung ineins mit der Abkehr von der Kulturtatsache der Religion, von dem Anspruch einer natürlichen, bzw. philosophischen Theologie so gut wie von dem sozialpolitischen Aktivismus einer ›christlichen Welt‹ und Weltbewährung. Radikaler noch als Luther kannte Rudolf Bultmann im Grunde nur ein Sakrament, das des Wortes. Dieses Wort der Verkündigung sich selbst und den anderen zum Sprechen zu bringen, dem galt sein ganzes exegetisches Bemühen – aber so, daß zugleich die Verpflichtung auf wissenschaftliche Redlichkeit und die klare Rationalität seines persönlichen Wesens jede Willkür fernhielten.

Selbstverständnis im Glauben, das war, wie es das pädagogische Ziel des Lehrers Bultmann war, so auch der Maßstab, unter den er sein eigenes wissenschaftliches Werk stellte. So hielt er alles, was dem nicht diente, als ›mythologisch‹ fern, und selbst die Autoren des Neuen Testaments, vor allem die ihm nächsten, Paulus und Johannes, waren ihm weniger Zeugen der Heilsbotschaft als Partner eines theologischen Gesprächs, mit deren Selbstverständnis er sich in Übereinstimmung wußte. So interpretierte er im Johannesevangelium aus der Rede von der Enderwartung die gesamte Zeitdimension weg. Endzeit ist jetzt, ist der ›Augenblick‹ des Anrufs, in dem das simul justus simul peccator wahrwerden kann. Er ging in der Eliminierung des Zeitmoments aus der Eschatologie des Johannes zeitweise sogar so weit, die Authentizität des Evangelientextes in dem Grade

anzuzweifeln, daß er selbst die Abschiedsreden Jesu für den mißverstehenden, mythologisierenden, von einstiger Wiederkehr fabelnden Zusatz eines Redaktors des Evangeliums erklärte.

Daß ihn die Radikalität dieser seiner eigensten Redlichkeit in Konflikt mit naiverem Glaubensverständnis und mit den kirchlichen Instanzen bringen mußte, war kein Wunder, und doch war es für ihn wie für seine Freunde eine Überraschung, als die Publikation seines im kirchlichen Lehrdienst gehaltenen Vortrags über »die Entmythologisierung des Neuen Testaments« einen wahren Sturm erregte. Die tägliche Briefpost, die ihn erreichte, schnellte plötzlich in die Hunderte hinauf. Für ihn selbst und seine Schüler war dieser Vortrag in Wahrheit nur die – vielleicht etwas provokatorisch geratene – Ausarbeitung der Grundsätze seiner von eh und je geübten exegetischen Praxis, eine Formulierung des hermeneutischen Prinzips, daß Verstehen Übersetzen in die eigene Sprache sein muß, wenn es wirklich Verstehen sein soll – ein methodisches, kein dogmatisches Problem, geschweige denn eine Häresie oder Ketzerei.

Daß er sich nicht nur aufgerufen, sondern auch fähig fühlte, die mythologische Sprache der Bibel und der Bibelverkündigung in schlichte Rechenschaftsgabe mit eigenen Worten umzusetzen und daß er die methodische Klarheit seiner exegetischen Position überdies zu rechtfertigen wußte, verdankte er der zweiten wichtigen Begegnung seines theologischen Denkerturns: der Begegnung mit Martin Heidegger.

Es ist hier nicht der Ort, die Marburger Atmosphäre um Heidegger zu schildern und den Austausch des Gebens und Nehmens, der zwischen Heidegger und Bultmann damals erfolgte. Bultmann eignete sich die existentielle Analyse des menschlichen Daseins, die er aus Heideggers Lehre und aus *Sein und Zeit*

herauslas, auf seine Weise an. Sie gab ihm die begrifflichen Mittel in die Hand, sein eigenes Selbstverständnis im Glauben und seine darauf abzielende theologische Arbeit zu artikulieren. Es ist kein objektivierendes Wissen, keine Verfügbarkeit, was dem unter den Anruf des Glaubens Gestellten zuteil wird. Die von der existentialen Analytik des Daseins herausgearbeiteten Strukturen der Sorge, des Vorlaufens zum Tode, der Zeitlichkeit und der Geschichtlichkeit galten ihm ihrerseits als die Elemente eines philosophischen Daseinsverständnisses, die auch für den Theologen unvorgreifliche Wahrheit hätten, gerade weil sie existenziale Bestimmungen und nicht Existenzideale sein wollten.

Das wurde ihm von theologischer wie von philosophischer Seite, von Karl Barth und Emil Brunner wie etwa auch von Karl Löwith bestritten, und in der Tat war das Augustinische und Kierkegaardsche Kolorit von Heideggers Existentialanalytik unverkennbar. Schwerer wog, daß Heideggers eigenes Denken in ganz andere Richtung weiterging. Die erste Exposition der Seinsfrage, die *Sein und Zeit* gebracht hatte, wurde der Ausgangspunkt einer langen Reihe von Denkversuchen, die jedes anthropologische Verständnis seines ersten großen Werkes desavouierten. Dabei mußte es die Theologie wahrlich interessieren, wie jetzt statt der Eigentlichkeit des Daseins Sterbliche und Unsterbliche, Mythos und Sage, Dichtung und Sprache, Hölderlin und die Vorsokratiker das Denken des Denkers beherrschten. Rudolf Bultmann konnte ihm darin nicht folgen.

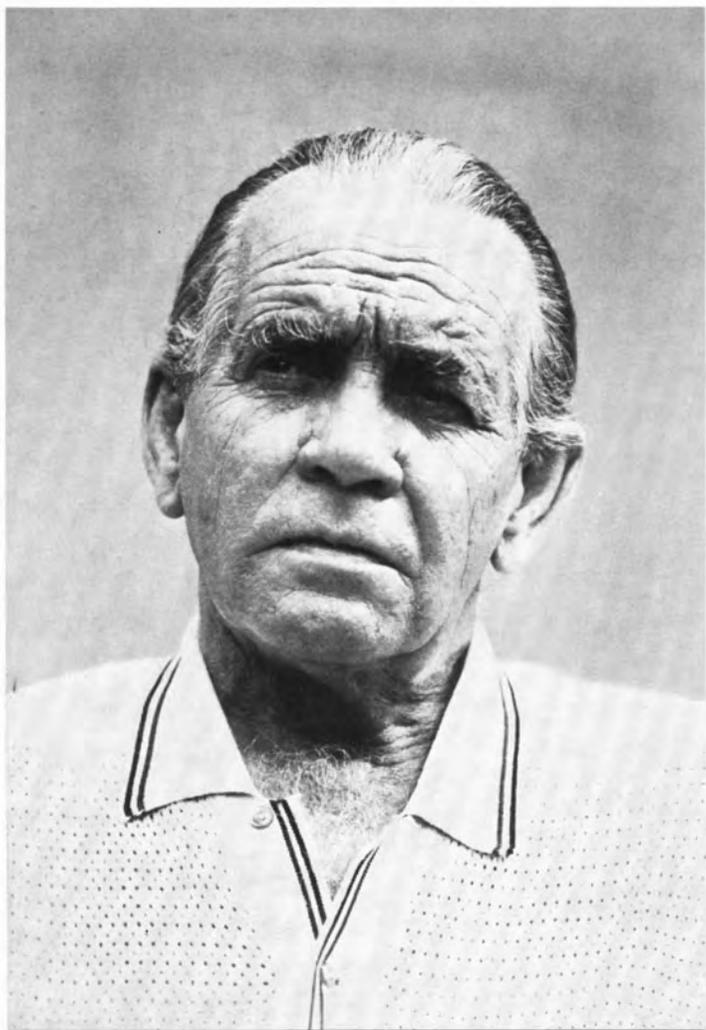
In der immer wieder aufflammenden Auseinandersetzung mit Karl Barth bestand er darauf, daß der Theologe einer geklärten Begrifflichkeit bedürfe. Nur die Philosophie habe eine solche dem Selbstverständnis im Glauben zu bieten, sofern sie die all-

gemeine Struktur des Daseinsverständnisses in den Begriff erhebe. So hielt er mit Scharfsinn an der einmal gewonnenen Klarheit fest, unbeirrt durch alle theologischen Konflikte, in die ihn seine Redlichkeit verstrickte, sei es mit Karl Barth, sei es mit Karl Jaspers, dessen Kritik an der Entmythologisierung er mit Überlegenheit abwehrte, sei es gegen die Tendenzen seiner eigenen Schüler, die historische Dimension in der neutestamentlichen Forschung wieder stärker zu akzentuieren oder dogmatische Folgerungen zu ziehen, die an den späteren Heidegger oder gar an Hegel heranrückten. Dergleichen verfolgte er mit Skepsis, aber auch mit jenem bereiten Wohlwollen dessen, der um die Endlichkeit und Geschichtlichkeit des Menschen nicht nur in der Theorie weiß.

Das sakramentale Leben der Kirche, seine Symbolik wie seine Dogmatik blieb für den unermüdlichen Exegeten weiter im Hintergrund. Aber er bewährte seine äußerste Redlichkeit und den Wahrheitspunkt seiner Einsichten noch über den Tod hinaus, als nach seiner eigenen letztwilligen Verfügung in der kirchlichen Trauerfeier außer dem Rahmen klassischer Musik nur der Gemeindegesang und das Wort der Heiligen Schrift zu Gehör kamen: Worte des Alten und des Neuen Testaments, die diesem langen und erfüllten Leben ein stilles Gedenken liehen, kamen zum Sprechen.

FRITZ WINTER

22. 9. 1905–1. 10. 1976



G. Visintin

Gedenkworte für

FRITZ WINTER

von

Hans Wimmer

Fritz Winter wurde 1905 in Westfalen geboren. Am 9. Oktober haben wir ihn in Dießen am Ammersee begraben.

Die im Felde und in der russischen Gefangenschaft entstandenen Bleistiftzeichnungen, welche bequem in seinem Wehrpaß Platz fanden, nannte er »Triebkräfte der Erde«. Sie *waren* Triebkräfte – damals für ihn allein, in der Folgezeit, so klein die Blättchen waren, wurden sie zu Triebkräften für die ganze Nachkriegsgeneration deutscher Maler. Seine Malerei wurde als Signum der Zeit verstanden. Darin liegen Wirkung und Bedeutung Fritz Winters.

Wie sein Lehrer Kandinsky ist Winter von der Natur ausgegangen, wie er immer wieder bekannt hat. Seine Bildvorstellung führt von der Erscheinung zur Deutung, vom Gesicherten zum Wagnis.

Die Gestalt des Menschen fehlt in seinem Werk. Das Bedroh-
sein des Menschen dagegen kommt darin eindringlich zum
Ausdruck. Die an Gitter erinnernden Formen reden deutlich
von der Angst des Menschen unserer Gegenwart.

Seine Botschaft ergeht ausschließlich mit den Mitteln der *Farbe*.
Diese übernimmt stellvertretend die Rolle des Gegenstandes.
Das schwebende Hintereinander der Tonschichten und ihr ge-
genseitiges Durchdringen reißen nicht perspektivische, sondern
magische Tiefen auf.

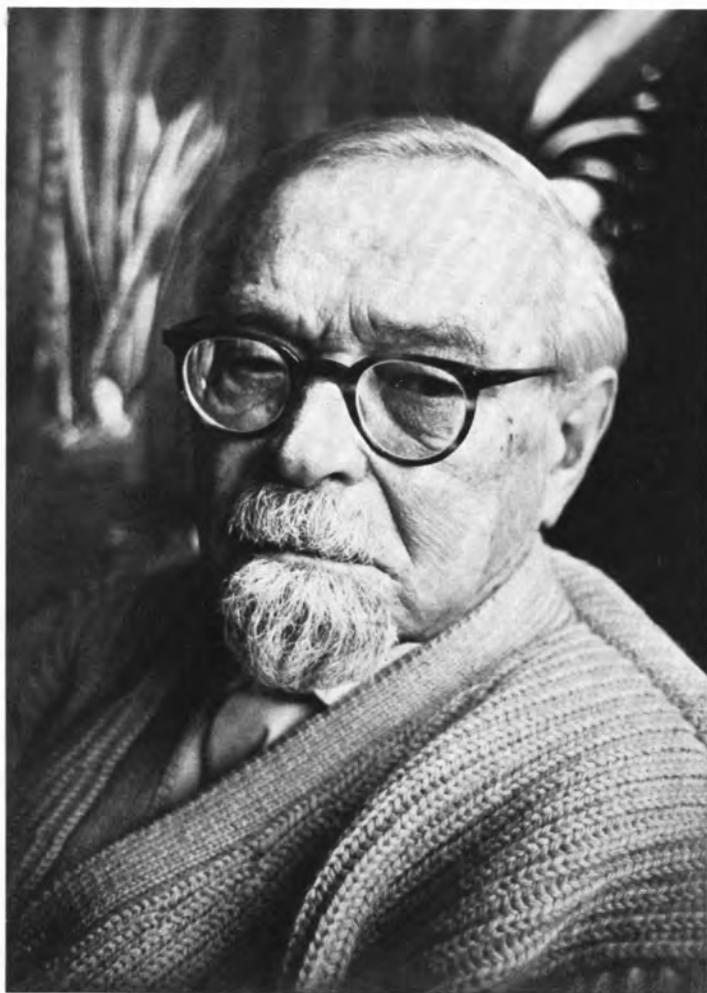
Kunst leitet er ab von Künden. Er malt nicht, was er sieht, son-
dern was er erahnt, erfühlt, erlauscht. Seine Mitteilung ist
scheu und zögernd, sein Vokabular karg, seine Sprache kantig,
die Komposition knapp und auf nur wenige Grundelemente
gestellt: Horizontale, Vertikale, Diagonale. Die Brücke zum
Gegenstand – von dem er doch ausgeht – wird im Laufe des
Gestaltungsprozesses mehr und mehr, schließlich ganz ab-
gebrochen. Das Aussparen des Menschen, der Kreatur, der
Schöpfung bezeichnet das eigentliche Symptom der Aussage
Winters.

Er zeigt die Katastrophe. Er läßt sich auf keinen Lichtpunkt
ein. Er geht ins Dunkel, ins Schweigen. Das Lachen erstirbt.
Die sieben Regenbogenfarben des Spektrums bedeuten für ihn
Hohn, nicht Trost. Als ob er gehetzt würde seine beschwörende
Vision zu skizzieren, nimmt er sich keine Zeit mehr für das
Handwerk im Sinne der Alten. Das Format wird größer, der
Pinsel breiter. Die Zwischenwerte weichen einer radikalen
Härte. Seine Farbe wird zum Aufruhr, sein Rot zum *Flackern
der Fackel*.

Wo sie noch durchbricht, ist seine Helligkeit sparsames Licht
in der Finsternis: die Lampe des Bergmanns unter Tage.

KARL SCHMIDT-ROSSLUFF

1. 12. 1884—10. 8. 1976



K. Schmidt-Rottkeff

Gedenkworte für

KARL SCHMIDT-ROTTLUFF

von

Gerhard Marcks

Verlesen von Rudolf Hillebrecht

Karl Schmidt-Rottluff wurde am 1. 12. 1884 als Sohn eines Müllers in Rottluff, einem Dorf in der Nachbarschaft von Chemnitz, geboren.

Nach dem Schulabschluß hatte er die Absicht, Theologie zu studieren. Dann dachte er daran, Architekt zu werden und besuchte in Dresden die Technische Hochschule. Beide Bereiche, als Möglichkeiten in seiner Persönlichkeit beschlossen, spielten auch in seiner Kunst als Maler eine Rolle.

In Dresden lernte er zwei andere Architekturstudenten – Hekkel und Kirchner – kennen. Sie schlossen sich mit ihm zusammen, um in eigener Weise Maler zu werden. Die damalige Akademie schien ihnen hierfür nicht den geeigneten Weg zu bieten.

Dresden, die Residenz des kulturell mehr als politisch bedeutenden Königreichs, war seit dem Ende des 30jährigen Krieges ein Sammelpunkt aller Künste geworden.

Um die Wende des letzten Jahrhunderts kam für die bildende Kunst der Anstoß aus Frankreich – Paris war das Athen von Europa.

Für die Nordländer war der große Norweger Edvard Munch der Übermittler der neuen Richtung, die als Symbolismus den Impressionismus ablöste. Dem geistig aufgewühlten Deutschland, dessen Kunst sowieso zum Introvertieren neigt, lag dies besonders nahe. Man nannte das Expressionismus.

Heckel, Kirchner und Schmidt-Rottluff, zu denen sich bald Nolde, Pechstein und Bleyl gesellten, wählten für ihre Gemeinschaft den Namen »Die Brücke«, nach einem Wort des von ihnen verehrten Philosophen Nietzsche: »Was groß ist am Menschen, das ist, daß er eine Brücke und kein Zweck ist. Was geliebt werden kann am Menschen, das ist, daß er ein Übergang und ein Untergang ist.«

Sie waren alle echte Revolutionäre – es war ihnen bitter ernst mit der Kunst.

Es war die Ahnung von den gewaltigen Veränderungen auf allen Gebieten, das Aufbrechen so vieler Knospen, die das Jahrhundert bedrängte.

»Das Neue aber ist das ganz Alte«, sagte Delacroix. Ein Zurück zu den Urgründen, zur Wurzel, zur Einfachheit. Und der Sieg war ein Sieg über sich selbst, über die Trägheit des Gewohnten.

Damals entdeckten die Künstler die Primitiven:

Nolde und Pechstein folgten dem Beispiel Gauguins und gingen zu den Maoris. Die Negerplastik schien Elemente zu bergen, die Europa vergessen hatte. Gleichzeitig kam als Reaktion auf den Naturalismus des XIX. Jahrhunderts eine völlige Ab-

straktion von allen äußeren Eindrücken in der Malerei und Plastik auf, eine Philosophie der Vorstellung – nicht der Anschauung.

Die Brücke-Maler strebten danach, alle diese Einflüsse zu verarbeiten, ohne sich vom Anschauen der Natur loszusagen. Schmidt-Rottluff zog sich gern in die Einsamkeit zurück, die er an den Stränden der Nord- und Ostsee fand. Er hatte seine Form bald gefunden. Kirchner nannte ihn einen »monumentalen Impressionisten«. Die Farbe sollte den Ton ersetzen. Dadurch ging die Perspektive an die Fläche verloren. Vereinfachung ist ein Haupt-Stilelement. Der Architekt regte sich in ihm, und er ging auf sein erkanntes Ziel zu mit der Rücksichtslosigkeit eines Missionars. Anschauung und Vorstellung zu vereinen. Das war das große Problem.

Sein Freund Feininger faßte das so in Worte:

»Eine Form heutzutage zu »erfinden« ist nicht schwer. Aber eine Form, die stark in der Natur wurzelt, zu steigern bis zur Bildform, ist eine Aufgabe, die keine oberflächliche Lösung zuläßt.«

Deformieren ist leicht.

Es ist ewig schade, daß diesen künstlerischen Absichten keine Instanz entsprach, die ihnen die Möglichkeit gegeben hätte, sich dort frei zu entwickeln, wo sie hingehörten: *die Wand!* Das Tafelbild im Rahmen, das »Loch in der Wand« blieb eine Notlösung, ein Compromis. Die reinen Farben, complementär oder dissonant neben und gegeneinander gelegt, ohne Reflexe und Vermittlungen, brauchen zur rechten Wirkung große Flächen, große Räume. Sensibilität war nicht die Haupttugend dieses so vitalen Temperamentes.

Den ersten Weltkrieg, den er von vornherein als »Völkerwahnsinn« verurteilte, brachte er glimpflich als Armierungssoldat

in Rußland zu, dessen weite Landschaft auf ihn ebenso wirkte wie auf Barlach.

Die 12 Jahre der Gewaltherrschaft haben alle echten Künstler in Deutschland schwer getroffen. Auch war die Gefahr des Traditions-Abbruchs gegeben, da sich die Unterdrückung als Wolf im Schafspelz bravster Harmlosigkeit hüllte. Auch Schmidt-Rottluff erhielt Ausstellungs- und sogar Arbeitsverbot, alle erreichbaren Arbeiten von ihm wurden vernichtet.

Er hat's überdauert.

Überdauert, ohne daß sein Stil die geringste Veränderung zeigt. Er war der Revolutionär vom Jahrhundert-Beginn geblieben.

Ich schließe die Gedenkworte von Gerhard Marcks mit einem Nachwort von Walter Rossow:

Zu seinem 80. Geburtstag vor 13 Jahren hat Schmidt-Rottluff für das neue »Brücke-Museum« in Berlin, zu dessen Bau er erheblich beigetragen hat, alle in seinem Besitz befindlichen eigenen Werke und die anderer Brücke-Maler gestiftet und dieses einzigartige Museum unter Beratung von Leopold Reisdemeister seitdem durch Stiftung beträchtlicher Geldsummen in die Lage versetzt, sich zu vervollständigen. Hier schließt sich der Kreis.

Schmidt-Rottluff starb in Berlin, wo er fast sieben Jahrzehnte gelebt hat, am 10. 8. 1976. Er gehörte dem Orden zwanzig Jahre an.

REDE VON
WALTER ROSSOW

WALTER ROSSOW
LANDESENTWICKLUNG
UNTER SICH ÄNDERNDEN BEDINGUNGEN
Die natürlichen Grundlagen
als ein neuer Faktor

Im letzten Jahr hat Herr Hillebrecht während der öffentlichen Sitzung in Bonn einen Vortrag gehalten über *Stadtentwicklung unter veränderten Voraussetzungen*. Er hat darin die möglichen Folgen des Bevölkerungsrückganges auf die Stadtentwicklung behandelt, ein Thema, »über das ein Tabu verhängt erscheint«, wie er es ausdrückte.

Auf ein anderes Thema, nämlich die trotz allem steigende Inanspruchnahme der natürlichen Ressourcen, hat er am Schluß hingewiesen, und hier will ich anknüpfen.

Auch dies ist ein Thema, das nun nicht gerade tabu ist, aber das doch möglichst weit aus dem Entscheidungsbereich gerückt wird, wenn es darauf ankommt. Fehler von heute werden erst viel später erkennbar werden, deshalb erscheint es nicht opportun, daraus schon jetzt unangenehme Schlußfolgerungen zu ziehen.

Die Rolle der natürlichen Faktoren Boden, Wasser, Vegetation, Tierwelt und Klima, in vielen verschiedenen Typen von Landschaft sich darstellend, ist in den Dispositionen zur Landesentwicklung unterbewertet. Die ökonomischen, technologischen und sozialstrukturellen Rahmenbedingungen geben den Ausschlag. Landschaftszerstörungen sucht man zu reparieren, statt sie zu vermeiden.

Weshalb dies so ist, historisch entwickelt zu betrachten, würde hier zu weit führen. Man kann sagen, daß sich erst jetzt an aktuellen Ereignissen die Erkenntnis öffentlich verbreitet, der Vorrat an natürlichen Ressourcen sei nicht unerschöpflich. Diese sehr lästige Erkenntnis ist weniger den Warnungen des Deutschen Werkbundes seit 1959, der späteren Grünen Charta der Mainau oder den Darstellungen des Club of Rome zuzuschreiben, sondern der einfachen Tatsache, daß z. B. die Standortsuche für Kraftwerke oder Industrie auf Begrenzungen stößt, die nicht nur aus den Widersprüchen betroffener Anwohner bestehen. Sie sind auch objektiv zu erwarten durch schädliche Veränderungen von Wasser und Kleinklima, sowie die nicht abschätzbare Bildung neuer Ansätze zu industriellen Agglomerationen mit all ihren Folgen, Verkehrsanschlüssen, Ausstrahlungen, also fundamentalen Landschaftsveränderungen.

Die Standortsuche beruht bis jetzt nicht auf einer Bestandsaufnahme der natürlichen Faktoren und deren Auswertung, sondern geschieht nach Überlegungen der, wirtschaftlich gesehen, günstigsten Verteilung technischer Höchstleistung und des geringsten Widerstandes. Die entstehende Belastung für den Naturbereich ist hinzunehmen. Daraus entsteht Unsicherheit in der Öffentlichkeit und Unsicherheit bei der planenden Behörde, in der Folge sogar politische Unsicherheit. Sie entsteht durch die Fortdauer einer Planungspraxis, die früher vielleicht

genügte, unter den sich ändernden Verhältnissen aber nicht mehr haltbar ist. Das kritische Verständnis hat sich entwickelt, wenn auch nicht generell. Wir haben, was die Nutzung der natürlichen Ressourcen angeht, in der öffentlichen Meinung eine Situation, die sich im Gefolge der Entwicklung des Begriffs »Umwelt« herausgebildet hat. Seit 1970 kommt dieser Begriff im Raumordnungsbericht der Bundesregierung vor. Er ist dort in die rechte Relation zur Raumordnung gesetzt, und es stehen in diesem Bericht Bekenntnisse, welche die Situation schon damals deutlich umreißen. Es heißt u. a.:

»Die wachsende Wirtschaft muß Technologien entwickeln, die bewirken, daß die natürlichen Hilfsquellen nur in einem vertretbaren Maß genutzt werden. Darüber hinaus müssen die Hilfsquellen soweit wie möglich regeneriert werden. Dort, wo die Landschaft zerstört oder stark beeinträchtigt ist, muß sie neu aufgebaut werden.

Raumordnung muß einen Ausgleich der unterschiedlichen meist konkurrierenden Ansprüche der Gesellschaft herbeiführen. Eine Ordnung des Raumes ist daher nur möglich, wenn auch die Zusammenhänge im Naturhaushalt im wesentlichen bekannt sind und seine Leistungsfähigkeit bei allen Vorhaben in Rechnung gestellt wird.

Der Naturhaushalt besteht aus einem Zusammenwirken verschiedener biologisch-ökologischer Faktoren (Leistungsgefüge), das durch gesellschaftlich-wirtschaftliche Vorgänge beeinflusst wird. Die Erfassung der natürlichen Lebensgrundlagen eines Raumes ist deshalb zunächst auch eine landschafts-ökologische Aufgabe.«

An anderer Stelle heißt es weiterhin:

»Im Umweltschutz wurde bisher vorwiegend reagiert, das heißt, es wurden erst dann Gesetze geschaffen und Maßnah-

men des Staates eingeleitet, wenn Schäden bereits eingetreten waren. Andere Ziele, wie wirtschaftliches Wachstum oder Produktionssteigerung (z. B. in der Landwirtschaft), genossen Vorrang.

Die Raumordnung hat sich in den letzten Jahren zu wenig mit den negativen Wirkungen befaßt, die von dem technischen Fortschritt ausgehen. Sie wurden vielfach noch nicht in vollem Umfang erkannt.«

Ende des Zitats aus dem Raumordnungsbericht 1970.

1971, als der Bericht erschien, konnte man diese Beurteilung für ein aufsehenerregendes Ereignis halten. Zwar sahen einige Fachleute die Lage schon seit 10 Jahren so an, aber offiziell wurde sie erstmals in dieser Weise beschrieben.

Inzwischen schreiben wir 1977, es sind 6 Jahre vergangen. Wie sieht das Instrumentarium aus, mit dem der für Leben und Wirtschaft so unabdingbare Bereich der natürlichen Lebensgrundlagen gesichert wird?

Seine Sicherung ist auf viele Köpfe und Hände verteilt, die niemand zusammenfaßt und die politisch einzeln ihr Recht behaupten.

Hier ein grober Überblick:

Es sind drei Ministerien der Bundesregierung verantwortlich beteiligt:

- das Ministerium für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau für die Raumordnung,
- das Ministerium des Innern für die Umwelt und das Wasser,
- das Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten für die Landschaft und die Natur.

Diesen Ministerien entsprechen in den Ländern nicht solche gleicher Zuständigkeit. Die Sachgebiete sind in den Ländern verschieden zugeordnet. In Bayern ist die Verantwortung für die

Raumordnung, die Umwelt und die Landschaft in einem besonderen Ministerium zusammengefaßt und damit eine wichtige Voraussetzung für eine sachdienliche Entwicklung gegeben.

Jedes der Länder setzt seine Gewichte in der Landesentwicklung aus eigenem Willen.

Die drei genannten Bundesministerien haben die Raumordnung, die Umwelt, die Landschaft, wenn auch jeweils einzeln, in ihrem Programm.

Weitere Bundesministerien jedoch, deren Initiativen sich dann durch Länderministerien fortsetzen, nehmen auf die Nutzung des Landes massiven Einfluß. Es ist dies in erster Linie das Verkehrsministerium, das durch seine recht autonom betriebene Planung der Straßen, Bahnen und Kanäle heute die Gewichte für Entwicklungen setzt, die durch Untersuchungen über die Rolle der natürlichen Faktoren in den betroffenen Gebieten nicht abgesichert sind, einfach weil es solche großräumigen Untersuchungen nicht gibt.

Ähnliches kann für die Entwicklungsprozesse gelten, die das Wirtschaftsministerium auslöst.

Auf dem Gebiet der Gesetzgebung gibt es im Bereich Natur- und Landschaftsschutz seit Dezember 1976 ein neues Bundesnaturschutzgesetz. Dazu kommt für jedes Land zusätzlich ein eigenes solches Gesetz mit jeweils sehr unterschiedlichen Tendenzen, insgesamt sind es acht Gesetze. Natur und Landschaft als die Basis für die natürlichen Lebensgrundlagen sind überwiegend der Zuständigkeit der Landwirtschaftsministerien zugeordnet, die ja gleichzeitig auch die wirtschaftliche Förderung der Land- und Forstwirtschaft zu besorgen haben. Das ist angesichts der Tatsache, daß Maßnahmen der Landwirtschaft immer mehr auch Eingriffe in den Bereich der natürlichen Faktoren darstellen, für die Zukunft problematisch.

Das Bundesministerium des Innern, zuständig für die Umwelt und das Wasser, unterstützt durch zwei Bundesanstalten für jedes dieser Gebiete, dringt mit seiner Arbeit, wie das Umweltprogramm der Bundesregierung ausweist, in Raumordnungsbereiche vor. Es werden z. B. Untersuchungen und Bestandsaufnahmen über Landschaften insbesondere in den Tälern der großen Flüsse vorgeschlagen, um Grundlagenmaterial über künftige Nutzung zu schaffen. Überhaupt sollen ökologische Fragen den ökonomischen nicht mehr grundsätzlich nachgeordnet sein. Insgesamt Vorschläge, die in die richtige Richtung weisen. Aber – im Bundesrat formuliert sich Widerspruch. Der Bund wird besonders von Bayern und Baden-Württemberg auf seine Zuständigkeitsgrenzen aufmerksam gemacht. Weiträumige Überlegungen werden als Einmischung in Ländersachen vorerst noch zurückgewiesen, obwohl es sich nur um Modelle handelt.

Als drittes Ministerium in Bonn ist das für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau zuständige mit diesem Fragenkomplex beschäftigt. Der Raumordnungsbericht von 1970 mit seinen positiven Aussagen dazu wurde schon zitiert. Auch der neue Raumordnungsbericht und das Raumordnungsprogramm enthalten positive Aussagen zur Schonung des Naturhaushaltes, aber der Durchbruch zu einer gleichgewichtigen Abwägung ökologischer wie ökonomischer Zielsetzungen in der realen Planung, wie er nach dem Bericht von 1970 hätte erwartet werden können, findet noch nicht statt.

Optimistisch stimmen Empfehlungen, die der Beirat für Raumordnung, vom Minister für Raumordnung berufen, im letzten Jahr ausgesprochen hat. Es kommt darin auch zum Ausdruck, daß der nicht folgenlos veränderbare Naturraum in der räumlichen Entwicklungsplanung des Bundes und der Länder als tragendes Element noch nicht im notwendigen Maße berück-

sichtigt wird. Es sei eine politische Aufgabe von großer Bedeutung, dies in absehbarer Zeit zu tun. Als Ursachen werden u. a. Fehleinschätzungen und unzureichende Kenntnisse der Belastungsbegrenzungen sowie der gegenseitigen Abhängigkeit der natürlichen Faktoren und fehlende oder mangelhafte Daten und Informationen genannt.

Es sind dies aber nur Empfehlungen, deren Wirkung weitgehend von politischer Opportunität abhängt, und die im günstigsten Fall nur das beratene Ministerium mit weiteren Argumenten versorgen.

Damit ist man beim Kern des Problems. Drei Bundesministerien mit je einem besonderen Beirat und viele Landesministerien bearbeiten mit unterschiedlicher Tendenz ihrer Betrachtungsweise den an sich unteilbaren Komplex der natürlichen Lebensgrundlagen. Eine Instanz der Legislative, wie schon erwähnt, der Bundesrat, bestreitet die Zuständigkeit des Bundes in bestimmten Fragen Landesgrenzen überschreitender Planung. Landeszuständigkeit wird bei einem wahrhaftig unteilbaren Komplex vorgebracht, der eigentlich europäische Maßstäblichkeit verlangt.

Die programmatischen Äußerungen der Regierung und die fachlichen Argumentationen dringen nicht genügend in die Öffentlichkeit. Es wird daraus keine öffentliche Sache. Ein zusammenfassendes Konzept des Bundes und der Länder, das sich in Planungsmodellen verdeutlicht, gibt es nicht. Damit kommt es nicht zur Umsetzung in die Realität. Da aber die Eingriffe in den Landschaftsbestand an vielen Stellen vielen Betroffenen immer mehr sichtbar werden, bilden sich Bürgerinitiativen, deren positive wie auch negative Wirksamkeit bekannt ist. Gerichte entscheiden dann über Kraftwerkstandorte nicht nur verwaltungsrechtlich, sie machen darüber hinaus neue Stand-

ortsvorschläge, wie es in Berlin im Mai dieses Jahres geschah. Sind solche Vorschläge vernünftig, bedeuten sie eine Blamage für die zuständige Planung, sind sie sachlich unvernünftig, dann haftet ihnen trotzdem die Autorität des Gerichtes an, und die Situation kompliziert sich zusätzlich.

Die Lage wird unübersehbar bleiben, und das Mißtrauen der Öffentlichkeit wird bei jedem weiteren Projekt neu entzündet, solange nicht sowohl im direkt überschaubaren örtlichen Bereich wie auch im Maßstab eines Landes oder des Bundes programmatische Daten und Ortsbestimmungen der Landesentwicklung öffentlich erkennbar sind.

Solche Daten und örtlichen Ausweisungen für eine künftige Entwicklung der Nutzung des Landes werden leichter verstanden werden, wenn die natürlichen Lebensgrundlagen in den Prozeß der Festlegung sichtbar einbezogen sind, wenn durchschaubar ist, daß sie gleichgewichtig neben den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Faktoren abgewogen und bewertet worden sind. Damit ist nicht gemeint, lediglich die bestehenden Natur- und Landschaftsschutzgebiete zu respektieren, darüber hinaus den Wald zu schonen oder die aus wirtschaftlichen Überlegungen hervorgegangenen Standortprojekte auf bislang ungeschützten Flächen von den zuständigen Behörden nachträglich genehmigen zu lassen, so wie es heute geschieht.

Es ist eine ganz neue grundsätzlich veränderte Einstellung notwendig. Einen neuen Standpunkt einzunehmen zum begrenzten Vorrat Land, der mit Landschaft oder Umwelt nur unzureichend definiert ist und zu verstehen, daß vor dem Gebrauch die Leistungs- und Belastungsfähigkeit zu prüfen ist, erfordert eine kollektive Anstrengung. Sie wird nur geleistet und politisch vorbereitet werden können, wenn die informierte Öffentlichkeit sie trägt. Es müßte eine systematische Unterrich-

tung der Öffentlichkeit beginnen, durch die die wichtige Rolle der natürlichen Faktoren und die Notwendigkeit ihrer Einbeziehung bei planerischen Entscheidungen erklärt wird. Das Gewicht muß auf der Erläuterung ihrer lebenswichtigen Bedeutung liegen, es muß dem Laien erkennbar werden, daß das bis jetzt überall gleicherweise verfügbare Land in seinem natürlichen Verbund von sehr großer Unterschiedlichkeit ist, daß man differenzieren muß. Im Interesse der Erhaltung der natürlichen Regenerationsfähigkeit muß die Nutzung sich anpassen. Das Zurückdrängen solcher Argumente wird später schwerwiegende wirtschaftliche Folgen haben.

Es ist die Frage zu stellen, warum ein solcher Aufklärungsfeldzug notwendig ist, ehe man es wagen kann, die natürlichen Faktoren als Regulator mit Gewicht in die Planungsdisposition einzubeziehen. Schließlich sind wir ein naturliebendes Volk. Ich glaube, die vermeintliche Naturliebe beschränkt sich nach dem Augenschein offensichtlich aber auf das Äußere, das, was ich verkürzt »museale Situationen« nennen möchte, wie man sie in geschützten Bereichen findet. Wald und Wasser als Augenweide spielen eine besondere Rolle dabei. Der Garten und der Kleingarten sind bereits wichtige Elemente auf dem Weg zur besseren Erkenntnis. Ich möchte damit keinesfalls sagen, die Existenz der Augenweide sei unerheblich, sie ist auch in anderem Zusammenhang (Erholung, Entspannung) und als Abbild unserer Landeskultur sehr bedeutungsvoll. Ihr Verlust ist ein allgemeines Alarmsignal. Doch ist sie nicht einziger Indikator. Auf das Land insgesamt, auf den überall bestehenden Zusammenhang der Naturgüter generell erstreckt sich diese Naturliebe nicht, auch nicht in der Form eines besonderen Verständnisses für die Vielfalt ihrer Kombinationen und die daraus zu folgernde unterschiedliche Bewertung bei der Nutzung.

Warum die Natur nicht nur heute, sondern sehr früh in der Menschheitsgeschichte in dieser Weise als Ausbeutungsobjekt angesehen wird, darüber wird an vielen Stellen nachgedacht. William O. Douglas, der bekannte amerikanische Bundesrichter, der in seinem Lande in den letzten 30 Jahren sehr aktiv für die Konservierung der natürlichen Ressourcen und die Schonung der »Wildlife« gekämpft und gearbeitet hat, glaubt die Wurzeln in der jüdisch-christlichen Tradition zu sehen. »Liebe zur Erde und zu ihren Wundern wurde niemals durch die christliche Philosophie gefördert«, sagt er an einer Stelle seiner Erinnerungen. Die Wurzeln der Krankheit heute, fügt er hinzu, lägen in der Religion der wachsenden Sozialprodukte, in der die natürlichen Ressourcen in Dollar, Francs und Mark umgewandelt werden, aber natürlich auch in Rubel.

Seine Klagen über die große Zahl der »federal agencies«, die für die Umwelt zuständig sind und unkoordiniert mehr Schaden als Nutzen bringen, über das Fehlen von Plänen selbst regionaler Art, zeigt, daß die Probleme in den USA schon früher als in Europa akut wurden.

Die Sache ist sicher vielschichtig. Eine weitere Hemmung ist die Sorge vor der Einschränkung der Freiheit in der Entfaltung der Wirtschaft und der Person, wenn bestimmte Regionen nur eingeschränkt genutzt werden können. Sie wäre aber nur so lange berechtigt, wie es keine Hinweise auf Regionen gäbe, in denen solche Nutzungen möglich sind. Im übrigen ist das Festlegen von Nutzungen in einem Flächennutzungsplan für die Gemeinden bereits eine zwingende Voraussetzung für ihre Bebauungspläne. Einschränkungen gibt es also in kleinem Maßstab bereits. Es gibt sogar für einige kleine Städte Stadtentwicklungspläne, die auf der Auswertung von Landschaftsanalysen beruhen.

Das Übergreifen auf größere Maßstäbe könnte durch Erarbeitung von Modellen erheblich erleichtert werden. Ansatzpunkte, die zugleich immer auch in andere Bereiche übergreifen, gibt es genug. Hier nur ein Beispiel:

Die Landbewirtschaftung befindet sich in einem Konflikt zwischen Ökologie und Ökonomie. Dr. Ulrich Hampicke, Essen, hat in einem Vortrag die Frage, ob eine umweltkonforme Landbewirtschaftung eine realisierbare Forderung sei, untersucht und kommt zu dem Vorschlag, die intensive Landwirtschaft mit ihrem Massenverbrauch an chemischen Düngemitteln, Unkraut- und Schädlingsbekämpfungsmitteln auf Teilgebiete der Landesfläche zu beschränken und getrennt davon in geeigneten Bereichen extensiv bewirtschaftete Landschaften zu erhalten. Er macht neben anderen Gründen, die dafür sprechen, darauf aufmerksam, daß Standorte, Lebensgemeinschaften, Ökosysteme sich rapide verringern, so daß die Zahl der Arten von Farn- und Blütenpflanzen kleiner wird. Von 2 300 Arten gelten 930 als bedroht, das sind 40%. Die Art und Weise der Landbewirtschaftung (54,23% Flächenanteil Landwirtschaft) ist nicht der einzige Anlaß. Die Nutzungsweise der fließenden Gewässer tut ein übriges. Die Steigerung des Landverbrauchs kommt dazu.

An einer weiteren Zahl kann man abschätzen, was extensive Bewirtschaftung in anderem Zusammenhang bedeuten kann. Professor Dr. Priebe, Frankfurt/Main, hat errechnet, daß der heute strukturpolitisch geförderte landwirtschaftliche Vollerwerbsbetrieb zur Erzeugung einer Nahrungskalorie den bis zu zehnfachen Aufwand an Fremdenergie braucht, während extensive Nutzung viel geringeren Energieaufwand erfordert, ja Energiegewinn bedeuten kann und darüber hinaus noch das natürliche Produktionspotential der Böden schont.

Wenn man z. B. den Vorschlag Dr. Hampickes mit Intentionen kombiniert, die sich aus einer Bestandsaufnahme der natürlichen Faktoren ergeben, dann könnte ein interessantes Modell entstehen. Allerdings muß man sich dazu alle jetzt geltenden Maßstäbe wegdenken. In der Theorie müßte dies erlaubt sein. Für die Praxis ergäben sich neue Erkenntnisse.

Das neue Bundesnaturschutzgesetz vom 20. 12. 76 enthält im Kapitel »Allgemeine Schutz-, Pflege- und Entwicklungsmaßnahmen«, § 8, Aussagen darüber, daß die Verursacher von Eingriffen in Natur und Landschaft verpflichtet sind, vermeidbare Beeinträchtigungen zu unterlassen bzw. unvermeidbare auszugleichen. Im gleichen Kapitel heißt es:

»Die im Sinne dieses Gesetzes ordnungsgemäße land-, forst-, fischereiwirtschaftliche Bodennutzung ist nicht als Eingriff in Natur und Landschaft anzusehen.«

Eine solche im Gesetz verankerte Aussage enthält einen Ermessensspielraum, der auch mißbraucht werden kann, und der vor allem offen läßt, was »im Sinne des Gesetzes« in diesem Fall bedeutet. Solange es kein Landschaftskonzept insgesamt gibt, solange die Produktion besonderer Qualität in der Landwirtschaft nicht auch besonders belohnt wird – ich meine damit nicht Schauware, sondern ihren Gehalt –, solange das, was man heute Problembewußtsein nennt, nicht höher entwickelt ist, ist eine solche Aussage zwiespältig. Die Tendenz zur Spezialisierung im Landbau hat die volle Ausnutzung chemischer und technischer Hilfsmittel zur Folge. Dazu kommt die Flurbereinigung, die technokratisch betrieben, bis jetzt nach eigenen Gesetzen operiert hat. Man denke an die Landschaftsveränderungen großen Ausmaßes im Kaiserstuhl, an den technisch orientierten Umbau ganzer Landschaften im Hügelland wie in der Ebene, deren ökologische Verarmung sich auch in ihrem

Bilde ausdrückt. Das sind Eingriffe, deren Wirkung im Verbund von Boden, Wasser, natürlicher Vegetation und Kleinklima sicher erheblich ist.

Die Wirkungen im nicht sichtbaren Bereich sind von entscheidender Bedeutung ebenso bei den Landschaftsveränderungen, die durch Siedlung, Industrie oder Verkehrswege sich überdeutlich darstellen. Die Eingriffe in den Wirkungsverbund der Naturgüter geschehen zunehmend an Stellen, die für bereits vorhandene Nutzungen wie auch für übergeordneten Bedarf eine große Bedeutung haben, ja einen materiellen Wert haben, der sich nicht in qm-Preisen ausdrücken läßt. Man denke an das Oberrheintal, das für die Wasserversorgung als Sammlungs- und Gewinnungsgebiet eines Tages unentbehrlich sein wird, schon jetzt aber auch wegen seiner Verkehrsgunst große Anziehungskraft auf großformatige Industrien ausübt. Dabei muß das eine das andere nicht ausschließen, wenn man die Entwicklung nicht dem Zufall überläßt.

Inzwischen verdichten sich die Ballungsräume, wobei die Einwohnerzahl der Städte abnimmt, es entstehen neue Industrieanlagen längs der großen Flüsse (Rhein, Elbe, Weser), blockieren die Flüsse und eines Tages sich selbst. Geplante oder gar aufbereitete Alternativen im Nachbarbereich dieser Flüsse mit Wasser- und Verkehrsanschluß gibt es nicht.

Wir haben es mit einer Verbrauchsmentalität zu tun, die weltweit verbreitet ist, von Wirtschaftsformen in West und Ost gleichermaßen geübt wird und vielleicht doch nicht allein in christlicher Philosophie wurzelt, denn wir treffen sie auch in Japan in krasser Form an. Die natürlichen Faktoren befinden sich ebenso wie die sozialen Faktoren im Kraftfeld der Wirtschaft, die ihre eigenen Gesetze hat. So wie es gelungen ist, die Beziehung Wirtschaft und Gesellschaft im Laufe der Zeit weg

von der Ausbeutung hin zur sozialen Koordination zu entwickeln, sollte die Einbeziehung des dritten Faktors Natur schneller zu bewerkstelligen sein. Es muß schneller gehen, denn alle Anzeichen erfordern es. Große Bauvorhaben zeichnen sich ab. Man könnte sich schon einer Menge Material und auch entwickelten Wissens bedienen, das in Hochschulinstituten, Ministerien oder anderen Stellen angesammelt ist. Es bedarf nur der auslösenden und zusammenfassenden Kraft.

Trotz aller Vorbehalte, die man machen muß, zeichnet sich partiell eine Steigerung der Wertung und Gewichtung der natürlichen Ressourcen ab, sowohl in der Öffentlichkeit als auch im amtlichen Bereich. Zwar kann man noch nicht vom Beginn einer Wende sprechen, dies wäre erst angebracht, wenn es ein verbindliches Bundeskonzept gäbe. Doch weisen das schon erwähnte Umweltprogramm des Innenministeriums, wie die Empfehlungen des Beirats für Raumordnung in die gleiche Richtung, dazu kommt politischer wie ökonomischer Druck auf den Gebieten der Stadtentwicklung, der Ausweisung neuer Industriestandorte, örtlich drohende Wasserknappheit u. a. Solche Kräfte sind vielleicht stark genug, zu erreichen, daß mehr Sorgfalt als bisher der Frage nach der natürlichen Tragfähigkeit betroffener Gebiete zugewendet wird.

Ob sie auch ausreichen werden, den Widerstand gegen Bundeskompetenz in grenzübergreifenden Fragen abzubauen, muß offen bleiben. Man könnte leichter das Funktionssystem von Bahn oder Post ländermäßig trennen, als den natürlichen Verbund unserer Naturräume, Flüsse und Grundwasserbereiche, dem schon nationale europäische Grenzen Gewalt antun.

Ich habe besonders von den natürlichen Grundlagen der Landesentwicklung gesprochen. Auch die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Faktoren sind in Veränderungsprozessen be-

griffen. Besonders zwei Vorgänge hinterlassen offene Fragen, die eingehender und alternativer Modelluntersuchungen bedürfen. Das eine ist der Bevölkerungsrückgang und das andere die weitere Zunahme von Verdichtungsgebieten, die Konzentrationen an bestimmten Verkehrsachsen im europäischen Netz, die trotz des Bevölkerungsrückganges zu erwarten sind. Welche Folgen eine sich fortsetzende Entleerung einzelner Landbereiche haben würde und was daraus für die betroffenen Landschaften und ihre Bewirtschaftung für Schlüsse zu ziehen seien, bedarf gründlicher Untersuchung. Das gleiche gilt für die vor auszusehende Bildung neuer oder die Ausdehnung vorhandener Agglomerationen. Bisher diktieren auf diesem Feld nur Wirtschaftsargumente. In Modelle könnten auch andere Belange eingebracht werden und das Ergebnis auf diese Weise abgewogen und besser beurteilt werden.

Wenn ich immer wieder von Modellen spreche, so wird damit der Wunsch deutlich, die Dinge anschaulich zu machen. Das ist nicht nur aus fachlichen Gründen, sondern überhaupt erwünscht, weil die Vermittlung nur abstrakter Informationen der Phantasie jeden Spielraum läßt.

Verstärkung der Forschung ist notwendig, nicht nur weil es an Daten auf dem Felde der natürlichen Faktoren mangelt, sondern weil außerdem die isolierte Arbeit einzelner Disziplinen überwunden werden muß, um weitere Erkenntnisse zu gewinnen. Dabei entstehen von selbst fachliche Modelle, deren Umsetzung in die Planung und weiter in die Anschaulichkeit die gewünschte Information aufbereitet.

Um sich klar zu machen, welchen Veränderungen wir entgegensehen, sollte man einmal auf einer Karte der Bundesrepublik die schon bestehenden Vorhaben etwa der nächsten zwei Jahrzehnte alle zusammen eintragen. Die Kraftwerke, In-

dustrieanlagen, Abbaugelände, daraus folgende weitere Siedlungen, ferner die Autostraßen, Ferntrassen der Bundesbahn, Kanalbauten und Umbauten von Flußläufen, Veränderungen an der Küste, Abfalldeponien usw., die vermutlich noch nicht gemeinsam aufgezeichnet sind, denn die Initiativen dazu kommen aus verschiedenen Quellen. Zusammen mit dem schon vorhandenen Bestand ergibt das sicher ein eindrucksvolles Bild.

Gemessen daran und an den finanziellen Größenordnungen, die man dafür braucht, erscheint Dr. Hampickes Vorschlag, Zonen extensiver Landbewirtschaftung als Gegengewicht einzurichten, gar nicht mehr so illusorisch. Ein Kontrastprogramm ist sogar nötig.

Wenn man solche Gedanken auf Europa projiziert, dann wird sogleich deutlich, wie richtig dies eigentlich in bezug auf den natürlichen Zusammenhang wäre. Man denke nur wieder an das Oberrheintal und die deutsch-französische Grenze, die einen großen Naturraum künstlich trennt. Es wird auch klar, daß solche Gedanken aus politischen Gründen nicht leicht zu realisieren sein werden.

Es scheint mir aber erwägenswert, außerhalb Europas andere Staaten von unseren Erkenntnissen profitieren zu lassen. Wenn man in Betracht zieht, welche Schwierigkeiten es bereitet, Entwicklungsländern vernünftige Hilfsansätze aus ihren eigenen Kräften und Vermögen anzubieten, dann könnte ein sehr wirksamer Ansatz darin liegen, ihnen zu helfen, ihre natürlichen Grundlagen in ein Nutzungskonzept des Landes einzubauen, damit sie unsere Fehler nicht wiederholen. Wir könnten unsere Erfahrungen einbringen, denn es gibt in unserem Lande viele Beispiele, an denen Positives und auch Negatives in natura abzulesen ist. Zudem ist es nicht kostspielig, denn der Bedarf an Fachleuten und Gerät hält sich in Grenzen. Auf lange Sicht

wäre diesen Ländern damit aber ein nicht abzuschätzender materieller und ideeller Dienst erwiesen.

Wenn es in unserem Lande gelingen sollte, die Sicherung der natürlichen Grundlagen durch einen Akt höherer Einsicht zu einer politischen Aufgabe zu machen und ein Konzept wie auch eine Strategie zu ihrer Verwirklichung zu entwickeln, dann wird man mit politischem Widerstand rechnen müssen, der nicht nur auf mangelnder Information beruht. Wirtschaftliche Interessen werden berührt und die Berufung auf Verfassungsrechte der freien Entfaltung der Persönlichkeit und auch die Gefährdung der föderalen Struktur des Bundes wird laut werden. Nichts davon soll in Gefahr geraten. Die freie Wirtschaft hat durch die Veränderung der sozialen Verhältnisse im Laufe unserer Geschichte auch keinen Schaden erlitten. Das Gegenteil ist der Fall.

Den vernünftigen Verbrauch der Naturgüter zu erreichen, sollte ohne Verlust der Freiheit möglich sein, denn zu ihrer vitalen Bedeutung als Gemeingüter kommt ihr wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Wert. Diese Werte vor Zerstörung zu schützen und sie zu sichern, setzt ihrer Nutzung Grenzen. Die Grenzen zu markieren, ist Aufgabe der Bundespolitik oder besser noch europäischer Politik.

Literaturhinweise:

Professor Dr. Hermann Priebe, Frankfurt/Main, *Agrarpolitik darf kein Sprengsatz sein*, FAZ 22. 1. 77.

Dr. Ulrich Hampicke, Gesamthochschule Essen *Landbewirtschaftung im Konflikt zwischen Ökologie und Ökonomie*, Vortrag Fachbereichstagung TU Berlin 3. 2. 77.

William O. Douglas, Delta book, USA, *Go east young man*.

Raumordnungsbericht 1970, Raumordnungsbericht 1974, Empfehlungen des Beirats für Raumordnung vom Juni 1976, Bundesministerium für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau, Bonn.

Umweltbericht 1976, Bundesministerium des Innern.

ANHANG

Aus der Chronik des Ordens
1976 und 1977

1. Zuwahlen 1976 und 1977

2. Aushändigung der Ordenszeichen an neue Mitglieder

Richard Ettinghausen
Kenzo Tange
Peter Huchel
George F. Kennan
Heinz Maier-Leibnitz

3. Berichte über die

Ordenstagung in Bonn 1976
Zwischentagung in Passau 1976
Ordenstagung in Frankfurt 1977
Zwischentagung in Celle 1977

4. Bildteil

Ordenstagung in Bonn 1976
Zwischentagung in Passau 1976
Ordenstagung in Frankfurt 1977

Übergabe der Ordenszeichen an

Richard Ettinghausen

Kenzo Tange

Peter Huchel

George F. Kennan

Heinz Maier-Leibnitz

ZUWAHLEN

1. Am 2. Juni 1976 in Bonn:

a) Inländische Mitglieder

PETER HUCHEL (Schriftsteller)

Prof. Dr. HEINZ MAIER-LEIBNITZ (Physiker)

Die Übergabe der Ordenszeichen erfolgte am 9. Oktober 1976 auf der internen Ordenstagung in Passau.

b) Ausländisches Mitglied

Prof. GEORGE F. KENNAN (Historiker und Diplomat)

Die Übergabe des Ordenszeichens erfolgte am 9. Oktober 1976 auf der internen Ordenstagung in Passau.

2. Am 7. Juni 1977 in Oberursel:

a) Inländische Mitglieder

Prof. Dr. Dr. h. c. HANSJOCHEN AUTRUM (Zoologe)

Prof. Dr. phil. Dres. h. c. BRUNO SNELL (Klassischer Philologe)

b) Ausländische Mitglieder

Prof. Dr. SIR ERNST GOMBRICH (Kunsthistoriker)

HANS HARTUNG (Maler)

Prof. DDr. DDr. h. c. FRIEDRICH AUGUST VON HAYEK
(Nationalökonom)

AUSHÄNDIGUNG DER ORDENSZEICHEN
AN NEUE MITGLIEDER

Die Übergabe der Ordenszeichen durch den Ordenskanzler an

RICHARD ETTINGHAUSEN und KENZO TANGE

erfolgte am 2. Juni 1976 bei der Öffentlichen Sitzung in der Aula der Rheinischen Friedrich Wilhelms-Universität in Bonn im Beisein des Herrn Bundespräsidenten und des Bundesministers des Innern, Herrn Professor Dr. MAIHOFER. Die Laudationes sprachen hierbei der Ordenskanzler auf Herrn ETTINGHAUSEN, Herr GUTBROD auf Herrn TANGE. (Seiten 13–20.)

Übergabe der Ordenszeichen durch den Ordenskanzler an

PETER HUCHEL, GEORGE F. KENNAN
und
HEINZ MAIER-LEIBNITZ

in Passau am 9. Oktober 1976

Zu Beginn der internen Ordenstagung in Passau überreichte der Ordenskanzler im Rathaussaal der Stadt Passau am 9. Oktober 1976 PETER HUCHEL, GEORGE F. KENNAN und HEINZ MAIER-LEIBNITZ vor dem versammelten Ordenskapitel in Anwesenheit des Oberbürgermeisters der Stadt Passau, Herrn Dr. BRICHTA, die Ordenszeichen.

Herr NOSSACK sprach folgende Laudatio auf Herrn HUCHEL:

Lieber Peter Huchel,

der Herr Ordenskanzler hat mich gebeten, anlässlich der Ordensverleihung eine Art Laudatio für Sie zu halten. Das ist eine große Ehre für mich, aber zugleich kommen mir Bedenken. Laudatio? Wie darf man denn jemanden dafür loben, daß er uns ganz persönlich angesprochen hat? Das wäre doch gar zu peinlich und eher ein Beweis, daß man ihn nicht verstanden hat. Zumal wir ja auch nicht über die philologischen Begriffe verfügen, mit denen man einen Autor und sein Werk beruhigt in einem Ordner ablegen kann. Selbst ein Begriff wie ›Einer der bedeutendsten Lyriker unsrer Generation‹ sagt uns gar

nichts. Nein, ein Dichter will nicht gelobt, sondern gehört werden, und so kann man ihm nur dafür danken, daß er die Worte für uns gefunden hat, die wir selber hätten finden müssen, da es unser Schicksal ist, dem er bleibenden Ausdruck verleiht. Aber dieser Dank sollte genau so leise sein wie das Gedicht, denn wie Sie irgendwo sagen:

Das Alphabet
das du besitzt
reicht nicht aus,
Antwort zu geben
der wehrlosen Schrift.

Doch zum Glück fällt mir bei diesen Überlegungen ein Satz ein, den einer der Unsrigen vor etlichen Jahren gesprochen hat: ›Wir brauchen Nachrichtenübermittler, die den Mund zu halten wissen.‹ Mit den Unsrigen ist unsre Generation gemeint, die zwei Weltkriege, zwei Hungersnöte, zwei Inflationen und ein gerüttelt Maß an diktatorischem Ungemach zu bestehen hatte. Keiner hat die in dem Satz gestellte Forderung so wie Sie, Peter Huchel, erfüllt, indem Sie das Schweigen hinter dem zeitgeschichtlichen Tageslärm wahrnehmbar machen, das große Schweigen, das nie historisch wird. Das Schweigen, in das sich der ratlos gewordene Mensch wie in seine wirkliche Heimat flüchtet, nachdem er sich in dem jeweils verlangten ideologischen Kostüm und in den grellen Versatzstücken seiner Epoche müde getummelt hat. Dieser furchtbaren Ratlosigkeit leihen Sie immer bereitwillig Ihr Ohr.

Am Abend nahen die Freunde,
die Schatten der Hügel.
Sie treten langsam über die Schwelle,

verdunkeln das Salz,
verdunkeln das Brot
und führen Gespräche mit meinem Schweigen.

So beginnt das Gedicht *Exil*, und Sie sagen damit, was wir alle haben sattsam erfahren müssen, daß jeder Mensch ein Exilierter ist, dem die zeitgenössischen Klischees nicht zum Leben genügen. Wie hochpolitisch diese Ihre anti-politische Haltung ist, das verstehen vielleicht nur wir. Es findet sich kaum ein Satz, auf den ein dogmatischer Schulmeister anklagend den Finger legen könnte oder der sich heute für Jüngere als Slogan in ihren Polemiken gebrauchen ließe, aber die Politik als zerstörende und den Menschen vergewaltigende Zeitgeschichte ist überall spürbar. Da haben wir das Baby, das im *Treck* dem kommenden Tag entgegenschläft und nichts von der Qual der Erwachsenen ahnt. Da haben wir den Pastor, der im Gebet seiner verlorenen Gemeinde nachsinnt. Und da haben wir den Schatten, ja nur den Schatten des verächtlichen Nachbarn, der Spitzeldienste leistet und Sie nur zu den Worten veranlaßt:

Ich bin nicht gekommen,
das Dunkel aufzuwühlen,
nicht streuen will ich vor die Schwelle
die Asche meiner Verse,
den Eintritt böser Geister zu bannen.

Klar, daß eine solche Einstellung für alle politischen Dogmatiker ganz gleich welcher Richtung höchst kränkend ist, da sie sich überflüssig fühlen. Und so hat man Sie, um Sie ungefährlich zu machen, als Naturlyriker abgestempelt. Verzeihen Sie, daß ich diesen Unsinn hier erwähne. Wir aber haben Ihnen dafür zu danken, uns durch Ihr Vorbild ermahnt zu haben, daß unser Engagement einzig und allein in der Parteinahme für

den Menschen, oder genauer gesagt, für die arme vom Zeitgeschehen gequälte Kreatur zu bestehen habe. Und wir haben Ihnen vor allem dafür zu danken, daß Sie uns durch Ihr Beispiel in diesem lautstarken und reklamesüchtigen Jahrhundert wieder auf die einzige Existenzberechtigung des Dichters zu allen Zeiten aufmerksam gemacht haben: die große Wirklichkeit des Schweigens jenseits allen geschichtlichen Ungemachs wahrnehmbar zu machen.

Und nun zum Schluß doch eine kleine Laudatio, und zwar für den Herausgeber von *Sinn und Form*. Die Literaturwissenschaft ist sich wohl inzwischen darüber einig geworden, daß es eine so einzigartige literarische Revue, die in den fünfziger Jahren gültig für Ost und West war, nie wieder gegeben hat. Es ist nicht zu schildern, wie wir damals nach jedem neuen Heft griffen, um uns zu orientieren. Das war allein Ihrer Herausgeberschaft zu verdanken, denn die Ideologie welcher Art auch immer, die in dem Beitrag durchschimmerte, war für Sie nicht maßgebend, sondern allein die Qualität. Oder sagen wir lieber, da Qualität ein Begriff ist, über den sich streiten läßt, allein die Glaubwürdigkeit des Autors und seiner Aussage. Welch ein Mut, Welch eine Entsagung und Welch ein Feingefühl dazu gehört hat, das wird heute kaum jemand begreifen können. Und so bin ich noch jetzt stolz, daß Sie damals einen Beitrag von mir aufgenommen haben. Auch dafür habe ich Ihnen ganz persönlich zu danken.

Herr HUCHEL dankte mit folgenden Worten:

Verehrter Herr Ordenskanzler,
meine sehr geehrten Damen und Herren,

je älter man wird, desto schwieriger ist es, dem Schweigen ein Wort abzurufen. Vor langen Jahren habe ich einer Gedichtsammlung ein Wort von Augustinus vorangestellt: »... im großen Hof des Gedächtnisses. Dasselbst sind mir Himmel, Erde und Meer gegenwärtig.« Ich hätte noch eine Stelle aus den »Confessiones« hinzufügen sollen: »Auch sind die Dinge nicht selbst in mir, sondern nur ihre Bilder.« Ob es meiner Sprache, meinen Metaphern nur annähernd gelang, diesen großen Hof des Gedächtnisses sichtbar zu machen – ich weiß es nicht.

Ich danke Ihnen für die Ehre, in Ihrem Kreis aufgenommen worden zu sein. Ich werde mich bemühen, mich Ihres Vertrauens würdig zu erweisen. Und ich danke Erich Nossack für seine Freundesworte.

Auf Herrn KENNAN hielt Herr SCHIEDER die folgende Laudatio:

Sehr verehrter Herr Kennan!

Im Namen des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste darf ich Sie herzlich in unserem Kreise willkommen heißen. Wir freuen uns darüber, daß Sie die Wahl in den Orden angenommen haben und schon jetzt zu uns gekommen sind. Wir sind uns bewußt, daß wir mit Ihnen eine bedeutende Persönlichkeit des öffentlichen Lebens und der Wissenschaft in den Vereinigten Staaten in unserem Kreis aufnehmen kön-

nen. Sie setzen die Reihe der amerikanischen Mitglieder des Ordens, die schon vor über einem Jahrhundert mit Männern wie Henry Longfellow begonnen hat und zuletzt bis Thornton Wilder reichte, als Diplomat, Historiker und Schriftsteller fort. Ihre vielseitigen Interessen machen es schwer, Sie in eine einzige dieser Kategorien einzuordnen. In Ihrem Werdegang verbinden sich politische und wissenschaftliche Interessen. Als Diplomat haben Sie Ihrem Lande in verantwortungsvollen Stellungen gedient. Als Historiker liegt der Schwerpunkt Ihrer Arbeiten in erster Linie bei der Geschichte der amerikanischen Außenpolitik, den internationalen und im besonderen den amerikanisch-russischen Beziehungen. Darüber haben Sie bedeutende Werke verfaßt, die Ihre starke analytische Begabung, Ihre großen darstellerischen Fähigkeiten und Ihre strenge wissenschaftliche Methode zeigen. Die Verbindung von großer Politik und großer Geschichtsschreibung ist bei Ihnen in einem heute durchaus selten gewordenen Maße hergestellt. Die Aufgaben des Historikers erwachsen unmittelbar aus den Erfahrungen des Staatsmannes, wie Sie es auf den letzten Seiten Ihrer Memoiren dargestellt haben. In dieser Hinsicht setzen Sie die Tradition des Historikers, Schriftstellers und Staatsmanns Carl Jacob Burckhardt, des erst vor kurzem verstorbenen Mitglieds des Ordens, fort. In Ihrem Wirken sind die Gewichte zwischen aktiver politischer Tätigkeit und wissenschaftlicher Arbeit fast in gleichem Maße verteilt. Die Bedeutung Ihrer Schriften zur internationalen Politik, vor allem zur amerikanischen Außenpolitik, geht weit über Amerika hinaus, worauf schon die Übersetzungen Ihrer Werke in andere Sprachen, vor allem ins Deutsche, Zeugnis ablegen. Mit Deutschland sind Sie auf vielfältige Weise persönlich und wissenschaftlich verbunden. Sie haben hier viele Jahre als Student und später als Diplomat verbracht,

beherrschen die deutsche Sprache in ungewöhnlicher Weise und fühlen sich Deutschland in mancher Hinsicht geistig verbunden. Ihre Bücher, Ihre publizistischen Veröffentlichungen, Ihr Handeln legen Zeugnis ab von einem politisch und menschlich unabhängigen Geist, der sich in keine Schablone einfügen läßt und der in kritischen Situationen der Weltpolitik entscheidende Antriebe gegeben hat. Ich darf nur an die Bedeutung Ihres Aufsatzes in *Foreign Affairs* erinnern, in dem Sie unter dem Pseudonym des Mr. X den Begriff des Containment als Leitbild der amerikanischen und der Weltpolitik in der großen Auseinandersetzung mit der Sowjetunion in der Nachkriegszeit geprägt haben. Zu der Mißdeutung dieses Begriffs in einem rein militärischen Sinne haben Sie in Ihren Memoiren Stellung genommen und den Nachdruck auf die politische, ja geistig-moralische Selbstbehauptung des Westens gelegt, die Sie heute noch in besonderem Maße bedroht sehen. In der Krise, in der sich die Welt zurzeit befindet, wird noch manches klärende Wort von Ihnen erwartet, und wir in unserem kleinen Kreise dürfen in besonderem Maße auf ein solches Wort hoffen. Ich heiße Sie herzlich willkommen!

Herr KENNAN dankte mit folgenden Worten:

Herr Ordenskanzler,
meine Damen und Herren!

Es fällt mir schwer, Ihnen zu erklären, welche Bedeutung es für mich hat, hier an dieser historischen Stätte des alten Europa so geehrt zu werden. Vergrößert wird die Bedeutung dieses Moments dadurch, daß ein so großer Teil meiner früheren diplomatischen Tätigkeit in Deutschland stattfand und daß ich

diesem Lande so viel an akademischer Ausbildung, an geistiger Anregung, an Bekanntschaften und Freundschaften und Eindrücken aller Art verdanke. Es kann keiner beurteilen, glaube ich, ob er selber einer solchen Auszeichnung würdig ist. Ich kann nur hoffen, daß die Arbeit, die auszuführen mir immer noch bevorsteht, soweit Gesundheit und Alter es mir noch erlauben, wenigstens im bescheidenen Maße der Mitgliedschaft in diesem Kapitel angemessen sein wird.

Herr GENTNER sprach sodann die Laudatio auf Herrn MAIER-LEIBNITZ:

Lieber Herr Maier-Leibnitz, ich freue mich ganz besonders, daß ich heute einige Worte der Einführung in unsere Ordensgemeinschaft an Sie richten darf.

Ich beginne mit einer Erinnerung. Als der französische Minister Ihnen vor einigen Jahren in dem schloßartigen Gebäude der Präfektur in Grenoble das Offizierskreuz der Ehrenlegion anheftete, hob er ihre großen Verdienste für die deutsch-französische Zusammenarbeit hervor, die Sie sich durch die Initiative bei der Gründung des Max von Laue-Paul Langevin-Instituts in Grenoble erworben haben. In Ihrer Antwort haben Sie mit freundschaftlichen Worten an unsere gemeinschaftliche Assistentenzeit vor 40 Jahren bei Walther Bothe erinnert und von den Abenden berichtet, an denen ich von meinem dreijährigen Aufenthalt am Pariser Radiuminstitut erzählte und damit Ihnen etwas von der Liebe zu Frankreich eingepflichtet habe. Sie kamen damals als frisch Promovierter aus Göttingen nach Heidelberg. Beide hatten wir erlebt, wie unsere Doktorväter durch die Tyrannis in Deutschland in die Verbannung gejagt

worden waren. Im Kaiser Wilhelm-Institut in Heidelberg fanden wir bei Walther Bothe eine Arbeitsstätte, wo man sich ganz in jugendlichem Eifer der aufregenden Forschung hingeben konnte, ohne durch die turbulenten Vorgänge der Außenwelt allzusehr gestört zu werden. Die damals aufblühende Kernphysik hat Sie sogleich in den Bann gezogen und Sie haben zunächst gemeinsam mit Bothe die Koinzidenzmethode zum Ausbau der neuen Kernspektroskopie benutzt. In jenen Jahren wurde aus der ursprünglichen Alchimistenküche der Atomzertrümmerung die experimentelle Grundlage der exakten Physik des Atomkerns geboren. Durch wesentliche Beiträge waren Sie am Aufbau dieses neuen Zweiges der Physik beteiligt.

Damals entstand auch sozusagen nebenbei unser gemeinsames Buch: *Atlas typischer Nebelkammerbilder*.

Mit dem Ausbruch des Krieges trennten sich unsere Wege. Sie betätigten sich als Meteorologe, und nach dem Ende gingen Sie auf Einladung längere Zeit in die USA, wo Sie biophysikalisch gearbeitet haben.

Als Nachfolger von Meissner wurden Sie 1952 nach München berufen. Dort haben Sie den ersten Forschungsreaktor Deutschlands aufgebaut und damit ein vorbildliches Zentrum der Neutronenforschung geschaffen. Eine ganze Reihe von höchst originellen Experimenten wurde von Ihnen erdacht und zusammen mit Ihren Schülern durchgeführt. Aus diesem Kreis wurde besonders die von Ihnen initiierte Doktorarbeit Ihres Schülers Mössbauer berühmt.

Daneben haben Sie die Wichtigkeit der internationalen Zusammenarbeit für die nachkommende Jugend erkannt und – wie schon eingangs erwähnt – für die Gründung des Laue-Langevin-Instituts in Grenoble mit großem Erfolg gearbeitet.

Als erster Direktor dieses Instituts haben Sie mit dem Bau des größten Forschungsreaktors ein Mekka für Forscher aller Länder errichtet.

In Grenoble haben Sie sich nicht mit den technischen Problemen eines solch schwierigen Reaktors aufgehalten, sondern sich sofort Ihrer alten Liebe, nämlich der experimentellen Ausrüstung zugewandt. Eine ganze Reihe neuer Ideen für die Nutzung des intensiven Neutronenstrahls zur Untersuchung des gebundenen Zustands der Materie wurde hier verwirklicht. Ein neues Feld der Strukturforschung, das für alle Gebiete der Naturwissenschaften von großem Interesse wurde.

Angefangen mit der Atomphysik bei James Franck in Göttingen, der Kernphysik in Heidelberg, der Biophysik in Heidelberg und Amerika, der Strukturforschung mit Neutronenstrahlen für München und Grenoble und der Tieftemperaturphysik bei der Bayerischen Akademie haben Sie ein breites Spektrum der Physik und ihrer Grenzgebiete erfolgreich bearbeitet.

Auch in der internationalen Zusammenarbeit haben Sie sich nicht auf die deutsch-französischen Beziehungen beschränkt, sondern als Präsident der Internationalen Union für reine und angewandte Physik von 1972 bis 1975 auch die schwierigen Probleme der weltweiten Zusammenarbeit kennen gelernt. So waren Sie wohlvorbereitet, als Sie die Wahl zum Präsidenten der Deutschen Forschungsgemeinschaft 1974 angenommen und sich damit in den Dienst der schwierigen Forschungsförderung gestellt haben.

Zum Schluß komme ich zu meinen anfänglichen Ausführungen zurück. Ihre jugendliche Liebe zu Frankreich hat Sie zu einem Meisterkoch werden lassen. Ihre Gastfreundschaft ist immer mit einem selbstgekochten, raffinierten Mahl gewürzt, zu dem exquisite französische Weine gehören.

Aber wir haben Sie nicht als Koch in unseren Orden gewählt, sondern als eine Persönlichkeit, die ein breites Interesse an der naturwissenschaftlichen Forschung und der damit verbundenen wissenschaftlichen Welt kennzeichnet. Ich heiÙe Sie in unserem Kreis herzlich willkommen.

Herr MAIER-LEIBNITZ dankte mit folgenden Worten:

Herr Ordenskanzler,
meine sehr verehrten Damen und Herren!

Die Mitglieder des Ordens wissen alle, wie dem zumute ist, der so unerwartet geehrt wurde und mit einer so schönen Laudatio beschenkt wird. Zu dem Gefühl von Dankbarkeit Ihnen gegenüber und gegenüber allen, die mein Leben entscheidend beeinflusst haben und als deren Produkt und Exponent ich hier stehe, kommt das Bedürfnis zurückzuschauen, besser zu verstehen, wie alles gekommen ist.

Bis 1951 hatte ich das Glück, selbst zu forschen und dabei dauernd zu lernen, unter dem Einfluß großer Männer wie James Franck und Walther Bothe und einem relativ kleinen Kreis gleichgesinnter Freunde. Es ist schön, seine Fähigkeiten zu üben und auszuschöpfen, neue Methoden zu entwickeln, damit die Natur zu befragen und Antworten zu bekommen. Aber heute empfinde ich diese Zeit doch vor allem als eine Vorbereitung für eine ganz andere Art des Wirkens.

Als ich an die Hochschule nach München kam, warteten zahllose Studenten darauf, etwas zu lernen und etwas in der Forschung zu leisten. Sie beanspruchten alles, was ich geben konnte, alle Ideen gingen in ihre Arbeiten; die für eigene Forschung mitgebrachte Apparatur zerfiel. Aber bald gaben die Jungen

das Gelehrte durch ihre Leistung vielfach zurück; sie trugen den wissenschaftlichen Erfolg; ich lernte mehr von ihnen als sie von mir. So wurde es möglich, große Unternehmen zu beginnen, wie den Forschungsreaktor in München, später unser Gebiet in Deutschland auszubreiten und schließlich mit dem Höchstflußreaktor in Grenoble etwas Besonderes für die internationale Zusammenarbeit zu tun. Die Gründung des Physikdepartments in München, verbunden mit den Aufgaben der hergebrachten und erworbenen Autorität, war ein in diesem Zusammenhang fast selbstverständlicher Schritt. Ich kann nicht in Worten ausdrücken, wie schön und wichtig dieses Wirken mit Jüngeren für mich, für mein Leben war. Ich meine, daß ich damit auch eine Dankespflicht gegenüber meinen Lehrern erfülle, denn das, was ich von ihnen mitbekommen habe, lebt jetzt weiter, sogar schon in der zweiten Generation nach mir. Ich weiß natürlich, daß ich nicht der einzige bin, der so gehandelt hat und so empfindet.

Daß ich jetzt seit drei Jahren in Bonn bin, hängt sehr mit dem zusammen, was ich bisher berichtet habe. Ich meine, daß Forschung weiterhin in einer Atmosphäre betrieben werden muß, wie sie meine Generation erlebt hat, und mein besonderes Anliegen ist, daß die Forschungsförderung von den Personen her gesehen wird und daß weiterhin Ausbildung durch Forschung möglich ist für diejenigen, die durch Begabung und Neigung sich dazu hingezogen fühlen. Wer mehr leisten will, soll mehr leisten dürfen. Dieses Problem betrifft nur wenige, vielleicht ein oder zwei Hundertstel der vielen Studenten, die es heute auszubilden gilt; deshalb wird es heute oft vergessen. Es gibt sogar Politiker, die es für ungerecht halten, die Begabten zu fördern. Wir müssen uns darauf besinnen, daß die Chancengleichheit auch für Begabte gilt und daß das, was sie an den

Hochschulen leisten, unmittelbar der Ausbildung der vielen und der Zukunft aller nützt. Dafür etwas zu tun, ist vielleicht wert, auf die eigene Forschung und die Arbeit mit den Jungen an den Hochschulen zu verzichten.

TAGUNGSBERICHTE 1976

Die offizielle Ordenstagung in Bonn

Die in- und ausländischen Ordensmitglieder traten am 1. Juni vormittags und nachmittags zu einer Vorbesprechung der Kapitalsitzung zusammen, an der am 2. Juni vormittags nur die deutschen Mitglieder teilnahmen.

Es waren zugegen:

Andreas ALFÖLDI
Kurt BITTEL
Adolf BUTENANDT
Helmut COING
Manfred EIGEN
Theodor ESCHENBURG
Richard ETTINGHAUSEN
Hans-Georg GADAMER
François-Louis GANSHOF
Wolfgang GENTNER
Thrasymbulos GEORGIADES
Walther GERLACH
Rolf GUTBROD
Rudolf HILLEBRECHT
Sir Hans Adolf KREBS
Feodor LYNEN
Hans Erich NOSSACK
Karl RAHNER
Walter ROSSOW

Theodor SCHIEDER
Emil STAIGER
Bartel Leendert VAN DER WAERDEN
Carl Friedrich Frhr. VON WEIZSÄCKER
Franz WIEACKER
Frau Maria WIMMER
Hans WIMMER

Zuwahlen in- und ausländischer Mitglieder standen im Mittelpunkt der Sitzungen.

Am Abend des 1. Juni gab der Rektor der Universität Bonn, Professor Dr. EGLI für die Mitglieder des Ordens und ihre Damen einen Empfang. Am 2. Juni waren sie zu Mittag Gäste des Herrn Bundespräsidenten und von Frau Dr. Scheel im Hotel Königshof. Dabei wurden die anschließend wiedergegebenen Reden gehalten.

Bundespräsident WALTER SCHEEL hielt folgende Ansprache:

Verehrte Mitglieder des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste,
meine sehr verehrten Damen, meine Herren!

Wie jedes Jahr ist es für den Bundespräsidenten eine große Freude, Mitglieder des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste in Bonn willkommen zu heißen. Für diese schöne Tradition gibt es gute Gründe.

Wir haben in Deutschland keine Akademie, die von Amts wegen Unsterblichkeit und die dazu gehörige Uniform verleiht. Aber wir haben einen – durch von Humboldt angeregten, von einem preußischen König gestifteten – Orden, der von Anfang an nicht für Adel und Schwert reserviert war, sondern Künstler

und Wissenschaftler auszeichnete. Ebenso war er nicht nur für preußische Staatsbürger, sondern für Männer der ganzen deutschen Nation und für Gelehrte und Künstler anderer Länder bestimmt.

Ebenfalls in Berlin, aber fast anderthalb Jahrhunderte früher, ist auf Anregung von Gottfried Wilhelm Leibniz – er war selbst eine wandelnde Universität – die Preußische Akademie der Wissenschaften entstanden. Leibniz hatte aus seinem enzyklopädischen Briefwechsel die Fruchtbarkeit des Dialogs zwischen den Disziplinen erfahren. Auch dies war keine eigentlich preußische Institution. Sie war ganz weltoffen, übernational wie die Wissenschaft ihrer Zeit.

Es ist eine Ehre, Mitglied Ihres Ordens zu sein. Es ist ein Gewinn für alle, an Ihren Gesprächen teilzunehmen. Die Wahl neuer Mitglieder, die Sie hier vornehmen, ergänzt und bereichert diesen Gesprächskreis. Sie würdigt zugleich überragende Einzelleistungen.

Sicher können heute auf vielen Gebieten der Wissenschaft maßgebliche Fortschritte nur in enger Zusammenarbeit einer Forschergruppe erreicht werden. Oft sind dafür interdisziplinäre Arbeitsteilung und die Hilfsdienste der Datenverarbeitung und von Elektronenrechnern erforderlich. Aber deswegen ist mir um die Zukunft dieser ehrwürdigen Institution nicht bange. Keine Vervollkommnung arbeitsteiliger Forschung wird die schöpferische und überragende Leistung des einzelnen völlig verdrängen. Der zugleich kühne und schlichte Wurf einer Architekturskizze Alvar Aaltos ist ebensowenig von der Individualität ihres Schöpfers ablösbar wie das Dichterwort Thornton Wilders. Das gilt genauso von dem umfassenden, von Humanität erfüllten Gesamtwerk Werner Heisenbergs.

Ebenso ist es zweifellos richtig, daß die Arbeitsteilung, das fort-

gesetzte und sachkundige Gespräch einer Forschergruppe Dinge zu leisten vermag, die das Vermögen des einzelnen nicht nur quantitativ übersteigen. Das gilt nicht nur für die Naturwissenschaften. Unsere Hochschulen und Institute haben durch die Reformen des letzten Jahrzehnts versucht, ein enges und gleichberechtigtes Miteinander aller am Forschungsprozeß Beteiligten zu ermutigen. Aber es wird auch eine wichtige Aufgabe der Forschungsorganisation in unserer Zeit sein, den schöpferischen Elan des einzelnen nicht in mechanischer Aufgabenteilung zu lähmen.

Auch darum brauchen wir weiter das Vorbild weit hervorragender Einzelleistungen. Die Mitglieder dieses sich ständig erneuernden Ordens geben uns dieses Vorbild. Deshalb begrüße ich es, daß die diesjährige öffentliche Sitzung wieder in der Aula der Universität stattfindet. Und ich freue mich, daß uns als Festvortrag das politisch und gesellschaftlich hochaktuelle Thema »Stadtentwicklung unter veränderten Voraussetzungen« angekündigt ist. Wenn auf diesem Forum zu einer der meistdiskutierten Fragen der Zeit gesprochen wird, so wird diese Stimme Beachtung finden.

Ich wünsche Ihrer weiteren Tagung einen guten Verlauf, und ich wünsche mir noch viele vergleichbare, in eine breite Öffentlichkeit wirkende Initiativen.

Ich trinke auf das Wohl der anwesenden und abwesenden Mitglieder des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste und auf die geistige Kraft der deutschen Nation, auf das schöpferische Europa und eine neue und versöhnte Welt, die Sie mitzuschaffen berufen sind.

Der Ordenskanzler dankte mit folgenden Worten:

Sehr verehrter Herr Bundespräsident,

Ihre Gäste, insbesondere die Ordensmitglieder – die in- und ausländischen – danken Ihnen und Frau Dr. Scheel für die Einladung und für die Worte, die Sie soeben an uns gerichtet haben.

Sie sagten, daß »heute auf vielen Gebieten der Wissenschaft maßgebliche Fortschritte nur in enger Zusammenarbeit einer Forschergruppe erreicht werden können«. Es sei aber – so führten Sie weiter aus – »eine wichtige Aufgabe der Forschungsorganisation in unserer Zeit, den schöpferischen Elan des einzelnen nicht in mechanischer Aufgabenteilung zu lähmen«.

Das Ordenskapitel hat nach sehr eingehenden Erwägungen, die uns gestern beschäftigt haben, am heutigen Vormittag Zuwahlen vollzogen, einerseits im Bereich der Schriftsteller, andererseits in dem der Naturwissenschaften. Gerade dabei ist das Problem, das Sie vorhin angeschnitten haben – schöpferische Leistung des einzelnen hier, Arbeitsteilung beziehungsweise gemeinsame Zuarbeit in der Verfolgung eines bestimmten Gedankens und zu einem gemeinsamen Zweck oder Ziel dort – im Gange der Gespräche immer wieder aufgetaucht. Das Problem stellt sich mehr und mehr auch in nicht wenigen Gebieten der Geisteswissenschaften.

Wenn ich hier ganz kurz als Beispiel auf die Archäologie hinweise, so ganz einfach deshalb, weil ich eben nun einmal diesem Fach angehöre und hier ohne fremde Anleihe aus fortdauernder Erfahrung sprechen kann.

Die Archäologie wurde vor der Mitte des 19. Jahrhunderts oft als monumentale Philologie bezeichnet, weil sie schon immer

sehr enge Verbindung mit der Sprachwissenschaft, aber auch mit der Epigraphik und der Numismatik gehalten hat. Heute aber bedient sich die Archäologie bewußt und im weitesten Sinne in nahezu allen ihren Zweigen der sogenannten interdisziplinären Arbeitsweise, indem erprobte, zum Teil auch noch in der Erprobung befindliche Methoden der Geisteswissenschaften und der Naturwissenschaften zur Anwendung kommen. Das gilt besonders dann, wenn es sich um die Beantwortung von Fragen handelt, die Problemen der Umwelt des Menschen der Frühzeit gelten. Nur gemeinsame Arbeit von Vertretern der beiden Richtungen, die in Wahrheit gar nicht mehr scharf abgrenzbar sind, kann hier zum Erfolg führen. Es droht freilich dabei manchmal die Gefahr, die einer heute unleugbar bestehenden Neigung entgegen kommt, daß die Zuarbeit zum Ganzen zum Selbstzweck wird, das gemeinsame Ziel in den Hintergrund tritt. Die Fragestellung und damit das als erstrebenswert oder gar als erreichbar erkannte Ziel hängt aber auch hier, trotz der Arbeitsteilung, immer von der Überlegung und der Überzeugungskraft des einzelnen ab, d. h. desjenigen, der den Gedanken in die Debatte wirft und ihm folgend die Aufgabenteilung aufbaut und ausrichtet. Auch hier lähmt, wie die bisherige Erfahrung lehrt, die Arbeitsteilung den schöpferischen Elan nicht, sie lenkt ihn in seiner Auswirkung nur mehr in die Breite. Ihr Satz »keine Vervollkommnung arbeitsteiliger Forschung wird die schöpferische Leistung des einzelnen verdrängen«, gilt hier aller Voraussicht nach auch für die Zukunft.

Wer diesem Orden angehört, ist umso mehr dieser Überzeugung, weil im Kapitel Mitglieder sehr verschiedener Richtungen und Disziplinen vereinigt sind, die sich in Begegnung und Gespräch fortdauernd gegenseitig anregen und bereichern. Daß

auch die Öffentlichkeit von den Möglichkeiten, die dem Orden dazu gegeben sind, profitiere, ist der Wunsch des Kapitels.

Ich bitte die Ordensmitglieder und alle Gäste, auf das Wohl des Herrn Bundespräsidenten, unseres Protektors, und von Frau Dr. Scheel zu trinken.

Zwischentagung

Vom 9. bis 12. Oktober 1976 hat eine inoffizielle Zwischentagung der Mitglieder in Passau stattgefunden.

Es nahmen teil:

Kurt BITTEL
Adolf BUTENANDT
Helmut COING
Theodor ESCHENBURG
Richard ETTINGHAUSEN
Emil Karl FREY
Wolfgang GENTNER
Thrasybulos GEORGIADIS
Walther GERLACH
Rolf GUTBROD
Rudolf HILLEBRECHT
Peter HUCHEL
George F. KENNAN
Sir Hans Adolf KREBS
Albin LESKY
György LIGETI
Feodor LYNEN

Heinz MAIER-LEIBNITZ
Golo MANN
Hans Erich NOSSACK
Carl ORFF
Karl RAHNER
Walter ROSSOW
Theodor SCHIEDER
Sir Ronald SYME
Bartel Leendert VAN DER WAERDEN
Carl Friedrich Frhr. VON WEIZSÄCKER
Franz WIEACKER
Frau Maria WIMMER
Hans WIMMER

Vom Bundesministerium des Innern:
Ministerialrat Rudolf KÖNIG
Frau Irmgard SUCHANEK

Am Abend des 9. Oktober übergab der Ordenskanzler im großen Rathaussaal der Stadt Passau vor versammeltem Kapitel in Anwesenheit des Oberbürgermeisters der Stadt Passau den Herren HUCHEL, KENNAN und MAIER-LEIBNITZ das Ordenszeichen. Die Laudationes wurden gesprochen von Herrn NOSSACK auf Herrn HUCHEL, von Herrn SCHIEDER auf Herrn KENNAN und von Herrn GENTNER auf Herrn MAIER-LEIBNITZ.

In den Sitzungen wurde informell über die fälligen Zuwahlen und über andere interne Ordensangelegenheiten gesprochen. Die Berichte der Ordensmitglieder über ihre Arbeiten bei den abendlichen Zusammenkünften waren sehr anregend und führten zu lebhaften Aussprachen.

An den Nachmittagen besichtigten die Ordensmitglieder und ihre Damen das Oberhausmuseum und nahmen nach einer herzlichen Begrüßung durch den Bischof von Passau an einem Orgelkonzert im Passauer Dom teil, dem sich ein Besuch in der Staatsbibliothek anschloß.

Bei einer öffentlichen Veranstaltung im Gymnasium der Stadt Passau las Herr ORFF am Abend des 10. Oktober aus seiner Bernauerin; das Publikum dankte ihm mit anhaltendem Beifall.

TAGUNGSBERICHTE 1977

Die offizielle Ordenstagung in Frankfurt

Am 6. Juni vormittags kamen die in- und ausländischen Ordensmitglieder zu einer Vorbesprechung der Kapitelsitzung in Oberursel zusammen, an der am 7. Juni vormittags nur die inländischen Mitglieder teilnahmen.

Es waren zugegen:

Andreas ALFÖLDI
Kurt BITTEL
Adolf BUTENANDT
Helmut COING
Theodor ESCHENBURG
Richard ETTINGHAUSEN
Hans-Georg GADAMER
Walther GERLACH
Rolf GUTBROD
Rudolf HILLEBRECHT
Peter HUCHEL
George F. KENNAN
Sir Hans Adolf KREBS
György LIGETI
Konrad LORENZ
Feodor LYNEN
Heinz MAIER-LEIBNITZ
Golo MANN
Walter ROSSOW

Theodor SCHIEDER
Sir Ronald SYME
Carl Friedrich Frhr. von WEIZSÄCKER
Franz WIEACKER
Frau Maria WIMMER
Hans WIMMER

Zu Beginn der Sitzung am 6. Juni überreichte der Ordenskanzler den Anwesenden die nach dem Beschluß des Ordenskapitels vom 3. Juni 1975 gefertigten Urkunden über die Aufnahme in den Orden. Er sprach dabei Herrn WIMMER nochmals seinen Dank für die Mitwirkung an der Gestaltung der Urkunden aus. Zuwahlen in- und ausländischer Mitglieder standen dann im Mittelpunkt der Sitzungen.

Am Nachmittag nahmen die Ordensmitglieder und ihre Damen aus Anlaß des Jahrestages zur 25. Wiederbegründung des Ordens durch den Bundespräsidenten Theodor HEUSS an der Eröffnung der Ausstellung ORDEN POUR LE MÉRITE GESCHICHTE UND GEGENWART in der Deutschen Bibliothek in Frankfurt teil. Anschließend gab der Präsident der Johann Wolfgang Goethe-Universität, Professor Dr. Hans-Jürgen KRUPP, für die Ordensmitglieder einen Empfang. Am Abend waren sie Gäste des Bundesministers des Innern im Hotel Panorama in Oberursel. Für den Bundespräsidenten hielt der Präsident des Bundesrates, Herr Dr. Bernhard VOGEL, am 7. Juni bei einem Mittagessen mit den Mitgliedern des Ordens folgende Ansprache:

Herr Ordenskanzler, meine Damen und Herren!

»Die Befugnisse des Bundespräsidenten werden im Falle seiner Verhinderung . . . durch den Präsidenten des Bundesrates wahr-

genommen.« So schreibt es unser Grundgesetz vor, und so wird es in der Praxis gehandhabt.

Es gibt Befugnisse des Staatsoberhauptes, die der Bundesratspräsident ohne weiteres wahrnehmen kann. Aber die Aufgaben des Bundespräsidenten bei den Kapitelsitzungen der Friedensklasse des Ordens Pour le mérite kann jeder andere nur beschränkt erfüllen. Denn jeder Bundespräsident gewinnt verständlicherweise im Laufe seiner Amtszeit ein sehr persönliches Verhältnis zu Ihnen. Das ergibt sich schon aus dem Amt eines Protektors. Darum werden Sie es bedauern, bei Ihrer diesjährigen Kapitelsitzung auf die Anwesenheit des Bundespräsidenten verzichten zu müssen. Auch ihm tut es leid, seiner Südamerika-Reise wegen, heute nicht bei Ihnen sein zu können. Er hat mich gebeten, Ihnen seine besonderen Grüße zu übermitteln.

Ihr diesjähriges Treffen steht im Zeichen des Erinnerens. 25 Jahre sind es her, daß Theodor Heuss die Initiative zur Wiederbelebung Ihres Ordens ergriffen hat. Einen »Areopag des Geistes« hatte er im Kriegsjahr 1942 in einem unter einem Decknamen erschienenen Artikel in der Frankfurter Zeitung das Kapitel der Friedensklasse des Ordens Pour le mérite genannt. In einer Zeit, in der es ganz und gar inopportun war, hatte er daran erinnert, daß der Orden sich traditionsgemäß durch Zuwahl, nicht durch Berufungen des Staatsoberhauptes, erneuert. Als Bundespräsident hat Theodor Heuss dann 1952 die Initiative ergriffen, den Orden »in seiner alten Würde wiederherzustellen«. Das geschah in der Überzeugung, »daß die Achtung, die ihm das deutsche Volk immer bekundet und das Ausland nie versagt hat, eine neue Festigung erfährt«. (Zitat aus einem Brief von Theodor Heuss an den Kanzler der Friedensklasse des Ordens Pour le mérite.)

25 Jahre danach können wir feststellen, daß Theodor Heuss

recht behalten hat. Die Möglichkeiten seines Amtes ausnützend, hat er eine Tradition belebt, die zu bewahren sich lohnt. Aber vielleicht sollten wir 25 Jahre danach auch das Wort vom »Areopag des Geistes« neu ins Gedächtnis rufen. Es widerspricht dem Geist der Demokratie keineswegs, wenn sie Eliten kennt. Im Gegenteil, sie braucht um ihrer Zukunft willen Eliten, geistige Eliten meine ich, die den Mut zur Eigenständigkeit besitzen und die sich nicht in falsche Abhängigkeit begeben.

Eine weitere Besonderheit der diesjährigen Kapitelsitzung ist, daß sie erstmalig nicht in Bonn, der Hauptstadt der Bundesrepublik Deutschland, sondern in einem unserer elf Bundesländer, in Hessen, stattfindet. Als Präsident des Bundesrates, der in sich in besonderer Weise das föderale Prinzip unserer staatlichen Ordnung oder – lassen Sie es mich treffender sagen – die Einheit der Bundesrepublik in ihrer Vielfalt verkörpert, kann ich die Reverenz, die der Orden damit der Eigenständigkeit der Länder erweist, nur dankbar vermerken. Ich kenne die Probleme des Föderalismus, die Mühe, die er uns im Alltag mitunter bereitet, aber ich weiß auch, daß er gerade gegenwärtig neu belebendes Element eines sich einigenden Europas ist.

Wie wir von einer europäischen Kultur nur sprechen können, weil jede Nation in Europa dazu ihren eigenen, unverkennbaren Beitrag geleistet hat, so ist auch die deutsche Kultur aus der Vielfalt entstanden. Wie jeder große Fluß aus vielen Quellen und vielen Nebenflüssen seine Kraft bezieht und versendet, wenn diese Zuflüsse versiegen, so würde auch ein so komplexes Gebilde wie die deutsche Kultur austrocknen, wenn die einzelnen Landschaften keine eigenständigen Beiträge mehr liefern könnten.

Ihre öffentliche Kapitelsitzung werden Sie diesmal in der Pauls-

kirche abhalten. Ich gehe gewiß nicht fehl, wenn ich darin auch ein Bekenntnis des Ordens zur Einheit der deutschen Nation sehe. Daß dies auf verhaltene Weise geschieht – nicht mit Pathos und großen Worten –, entspricht der Tradition Ihres Ordens, der auf die wirkende und werbende Kraft des Geistes vertraut. Eine Selbstdarstellung des Ordens in der Öffentlichkeit hat es bisher nur in Form der Kapitelsitzungen gegeben. Zum erstenmal zeigt in diesen Tagen die Deutsche Bibliothek in Frankfurt eine Dokumentensammlung über Geschichte und Entwicklung des Ordens *Pour le mérite* für Wissenschaften und Künste. Ich bin sicher, das Interesse der Öffentlichkeit wird groß sein. Die Phase, in der alles, was an die Vergangenheit erinnert, in Bausch und Bogen abgelehnt wurde, scheinen wir glücklicherweise überwunden zu haben. Die Einsicht wächst, daß nur der eine Zukunft hat, der bereit ist, aus der Vergangenheit zu lernen.

Der Orden *Pour le mérite* für Wissenschaften und Künste hat nicht nur eine große Vergangenheit. Die geistige und kulturelle Kompetenz seiner gegenwärtigen deutschen und ausländischen Mitglieder gewährleistet auch für die Zukunft die Funktion des Ordens als einer Institution von höchstem Rang.

Der Ordenskanzler begrüßte den Herrn Bundesratspräsidenten herzlich im Kreise der Ordensmitglieder und Gäste und dankte für die Bekundung seines Interesses am Orden.

Zum Ausklang der Ordenstagung gab der Ministerpräsident des Landes Hessen, Herr Holger BÖRNER, zusammen mit der Stadt Frankfurt einen Empfang im Hotel Frankfurter Hof.

Zwischentagung

Vom 15. bis 18. Oktober 1977 hat eine inoffizielle Zwischen-
tagung der Mitglieder in Celle stattgefunden.

Es waren anwesend:

Hansjochen AUTRUM
Kurt BITTEL
Helmut COING
Richard ETTINGHAUSEN
Wolfgang GENTNER
Walther GERLACH
Rolf GUTBROD
Friedrich August VON HAYEK
Rudolf HILLEBRECHT
Peter HUCHEL
George F. KENNAN
Sir Hans Adolf KREBS
György LIGETI
Heinz MAIER-LEIBNITZ
Karl RAHNER
Walter ROSSOW
Theodor SCHIEDER
Bruno SNELL
Emil STAIGER
Sir Ronald SYME
Bartel Leendert VAN DER WAERDEN
Carl Friedrich Frhr. VON WEIZSÄCKER
Franz WIEACKER
Hans WIMMER

Vom Bundesministerium des Innern:

Ministerialrat Rudolf KÖNIG

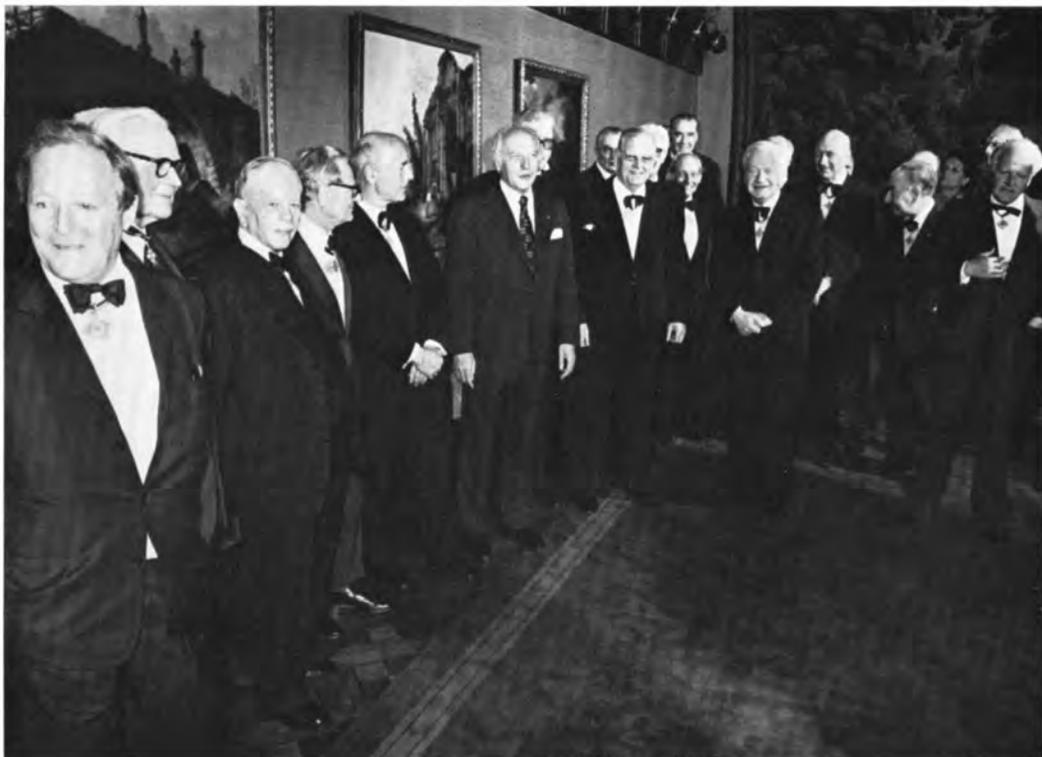
Frau Irmgard SUCHANEK

Vor versammeltem Kapitel in Anwesenheit der Damen begrüßte der Ordenskanzler die zum ersten Mal anwesenden neuen Mitglieder HANSJOCHEN AUTRUM, FRIEDRICH AUGUST VON HAYEK, BRUNO SNELL und überreichte ihnen die Urkunde über die Mitgliedschaft im Orden sowie das kleine Ordenszeichen. Die Überreichung des großen Ordenszeichens wird auf der Öffentlichen Sitzung des Jahres 1978 in Bonn erfolgen.

Informell wurde über die fälligen Zuwahlen und über andere den Orden berührende Fragen gesprochen. Der bei den Zusammenkünften am Abend gehaltene Diavortrag über naturwissenschaftliche Untersuchungen an antiken Münzen und die Berichte aus dem Arbeitsgebiet der Ordensmitglieder führten zu einer anregenden und lebhaften Aussprache.

Die Nachmittage waren vorbehalten für eine Besichtigung der Stadt Celle und des Klosters Wienhausen.

BILDTEIL



Empfang bei Bundespräsident Walter Scheel
anlässlich der Jahrestagung in Bonn
am 2. Juni 1976 in der Villa Hammerschmidt.

Von links nach rechts:

Feodor Lynen, François-Louis Ganshof,
Andreas Alföldi, Sir Hans Adolf Krebs, Emil Staiger, der Bundespräsident,
(fast verdeckt) Theodor Eschenburg, Ordenskanzler Kurt Bittel,
Franz Wieacker, Thrasybulos Georgiades, Carl Friedrich von Weizsäcker.

Gruppe dahinter:

Hans Erich Nossack, Manfred Eigen, Walter Rossow,
Theodor Schieder, Frau Maria Wimmer.



Empfang bei Bundespräsident Walter Scheel
anlässlich der Jahrestagung in Bonn
am 2. Juni 1976 in der Villa Hammerschmidt.

Von links nach rechts:
Andreas Alföldi, Sir Hans Adolf Krebs, Emil Staiger,
Frau Maria Wimmer, der Bundespräsident, Theodor Eschenburg,
Ordenskanzler Kurt Bittel, Rolf Gutbrod,
Franz Wieacker, Walter Rossow.



Interne Ordenstagung am 9. Oktober 1976
Begrüßung im Rathaussaal der Stadt
Passau.

Von links nach rechts (Erste Reihe):
Rudolf Hillebrecht, Sir Hans Adolf Krebs, Lady Krebs,
Frau Brichta, Theodor Schieder, Bürgermeister Dr. Brichta,
George F. Kennan, Peter Huchel, Hans Erich Nossack,
Wolfgang Gentner, Heinz Maier-Leibnitz.



Öffentliche Sitzung
am 7. Juni 1977
in der Paulskirche in Frankfurt.

Von links nach rechts (Erste Reihe):
Walter Rossow, Frau Bittel, Ordenskanzler Kurt Bittel,
Bundesratspräsident Dr. Bernhard Vogel, Ministerpräsident Holger Börner,
Frau Berg, Bundesinnenminister Prof. Dr. Werner Maihofer.



Öffentliche Sitzung
am 7. Juni 1977
in der Paulskirche in Frankfurt.

Von links nach rechts (Erste Reihe):
Rudolf Hillebrecht, Hans Wimmer, Hans-Georg Gadamer,
Theodor Schieder, Rolf Gutbrod,
Walter Rossow, Frau Bittel, Ordenskanzler Kurt Bittel,
Bundesratspräsident Dr. Bernhard Vogel, Ministerpräsident Holger Börner,
Frau Berg.



Überreichung des Ordenszeichens an Richard Ettinghausen
bei der Öffentlichen Sitzung am 2. Juni 1976
in der Universität Bonn.

Links: Kurt Bittel, rechts Richard Ettinghausen.



Überreichung des Ordenszeichens an Kenzo Tange
bei der Öffentlichen Sitzung am 2. Juni 1976
in der Universität Bonn.

Links: Kenzo Tange, rechts: Kurt Bittel.



Überreichung des Ordenszeichens an Peter Huchel
bei der internen Ordenstagung in Passau
am 9. Oktober 1976.



Überreichung des Ordenszeichens an George F. Kennan
bei der internen Ordenstagung in Passau
am 9. Oktober 1976.



Überreichung des Ordenszeichens an Heinz Maier-Leibnitz
bei der internen Ordenstagung in Passau
am 9. Oktober 1976.

VERZEICHNIS
DER DERZEITIGEN
MITGLIEDER DES ORDENS
POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN
UND KÜNSTE

DEUTSCHE MITGLIEDER

In der Reihenfolge ihrer Zuwahl

Stand: 31. März 1978

KARL VON FRISCH IN MÜNCHEN 1970: Altmitglied	ZOOLOGE
GERHARD MARCKS IN KÖLN 1972: Altmitglied	BILDHAUER
CARL ORFF IN DIESSEN AM AMMERSEE	KOMPONIST
CARL FRIEDRICH FRHR. VON WEIZSÄCKER IN STARNBERG	PHYSIKER
ADOLF BUTENANDT IN MÜNCHEN	BIOCHEMIKER
CARL LUDWIG SIEGEL IN GÖTTINGEN 1972: Altmitglied	MATHEMATIKER
RUDOLF HILLEBRECHT IN HANNOVER 1971: Erster Vizekanzler des Ordens	ARCHITEKT UND STÄDTEPLANER
HANS WIMMER IN MÜNCHEN	BILDHAUER
KURT BITTEL IN HEIDENHEIM 1971: Kanzler des Ordens	ARCHÄOLOGE
THEODOR ESCHENBURG IN TÜBINGEN	POLITOLOGE
KURT MOTHES IN HALLE A. D. SAALE	BIOCHEMIKER

FRANZ WIEACKER IN GÖTTINGEN	RECHTSHISTORIKER
WALTHER GERLACH IN MÜNCHEN	PHYSIKER
KARL RAHNER IN MÜNCHEN	THEOLOGE
HANS-GEORG GADAMER IN HEIDELBERG- ZIEGELHAUSEN	PHILOSOPH
ROLF GUTBROD IN STUTTGART	ARCHITEKT
FEODOR LYNEN IN MÜNCHEN	CHEMIKER
THEODOR SCHIEDER IN KÖLN	HISTORIKER
WALTER ROSSOW IN BERLIN	GARTENARCHITEKT UND LANDSCHAFTS- PLANER
HELMUT COING IN FRANKFURT	RECHTSGELEHRTER
MANFRED EIGEN IN GÖTTINGEN	CHEMIKER
GOLO MANN IN ZÜRICH	HISTORIKER UND SCHRIFTSTELLER
MARIA WIMMER IN MÜNCHEN	SCHAUSPIELERIN
WOLFGANG GENTNER IN HEIDELBERG	PHYSIKER
1976: Zweiter Vizekanzler des Ordens	
GYÖRGY LIGETI IN HAMBURG	KOMPONIST
PETER HUCHEL IN STAUFEN/BR.	SCHRIFTSTELLER
HEINZ MAIER-LEIBNITZ IN WACHTBERG- PECH	PHYSIKER
HANSJOCHEN AUTRUM IN MÜNCHEN	ZOOLOGE
BRUNO SNELL IN HAMBURG	KLASSISCHER PHILOLOGE

AUSLÄNDISCHE MITGLIEDER

In der Reihenfolge ihrer Zuwahl

Stand: 31. März 1978

ÉTIENNE GILSON IN CRAVANT, FRANKREICH	PHILOSOPH
BERNHARD KARLGREN IN STOCKHOLM, SCHWEDEN	SINOLOGE
OSKAR KOKOSCHKA IN VILLENEUVE, SCHWEIZ	MALER UND GRAPHIKER
CHARLES HUGGINS IN CHICAGO, USA	MEDIZINER
FRANÇOIS-LOUIS GANSHOF IN BRÜSSEL, BELGIEN	HISTORIKER
ANDRÉ JEAN FESTUIÈRGE IN PARIS, FRANKREICH	RELIGIONS- WISSENSCHAFTLER
ANDRÉ GRABAR IN PARIS, FRANKREICH	KUNSTHISTORIKER
EMIL STAIGER IN ZÜRICH, SCHWEIZ	LITERATURHISTORIKER
LORD ALEXANDER TODD IN CAMBRIDGE, ENGLAND	CHEMIKER
HIDEKI YUKAWA IN KYOTO, JAPAN	PHYSIKER
MARINO MARINI IN MAILAND, ITALIEN	BILDHAUER UND GRAPHIKER
STEPHAN KUTTNER IN BERKELEY, USA	KANONIST UND RECHTSHISTORIKER

KONRAD LORENZ IN ALTENBERG, ÖSTERREICH	ZOOLOGE
ALBIN LESKY IN WIEN, ÖSTERREICH	KLASSISCHER PHILOLOGE
ANDREAS ALFÖLDI IN PRINCETON, USA	ALTHISTORIKER
SIR HANS ADOLF KREBS IN IFFLEY, OXFORD, ENGLAND	BIOCHEMIKER
HENRY MOORE IN MUCH HADHAM, ENGLAND	BILDHAUER
RAYMOND ARON IN PARIS, FRANKREICH	SOZIOLOGE
BARTEL LEENDERT VAN DER WAERDEN IN ZÜRICH, SCHWEIZ	MATHEMATIKER
FRTZ LIPMANN IN NEW YORK, USA	BIOCHEMIKER
SIR RONALD SYME IN OXFORD, ENGLAND	ALTHISTORIKER
PIERRE BOULEZ IN PARIS, FRANKREICH	KOMPONIST UND DIRIGENT
RICHARD ETTINGHAUSEN IN PRINCETON, USA	KUNSTHISTORIKER
KENZO TANGE IN TOKIO, JAPAN	ARCHITEKT
GEORGE F. KENNAN IN PRINCETON, USA	HISTORIKER UND DIPLOMAT
SIR ERNST GOMBRICH IN LONDON, ENGLAND	KUNSTHISTORIKER
HANS HARTUNG IN PARIS, FRANKREICH	MALER
FRIEDRICH AUGUST VON HAYEK IN FREIBURG	NATIONALÖKONOM

Nach dem 30. April 1976 sind verstorben

ALVAR AALTO	11. Mai 1976
HANS ROTHFELS	22. Juni 1976
RUDOLF BULTMANN	30. Juli 1976
KARL SCHMIDT-ROSSLUFF	10. August 1976
FRITZ WINTER	1. Oktober 1976
GEORG OSTROGORSKY	24. Oktober 1976
CARL ZUCKMAYER	18. Januar 1977
THRASYBULOS G. GEORGIADIS	15. März 1977
EMIL KARL FREY	6. August 1977
HANS ERICH NOSSACK	2. November 1977
HUGO FRIEDRICH	25. Februar 1978

BILDNACHWEIS

Prof. Dr. Sir James Chadwick: Ramsey & Muspratt, Cambridge	25
Prof. Dr. Dr. h. c. Albert Defant: Bundesbildstelle, 5300 Bonn	35
Prof. Dr. Sarvepalli Radhakrishnan: Unbekannt	43
Thornton Wilder: Barbara Kruck, Neumarkt 11, Zürich 1	53
Prof. Dr. Werner Heisenberg: Bundesbildstelle, 5300 Bonn	61
Prof. Alvar Aalto: Unbekannt	111
Prof. Dr. Dr. h. c. Hans Rothfels: Bundesbildstelle, 5300 Bonn	119
Prof. D. Dr. h. c. Rudolf Bultmann: Unbekannt	129
Prof. Fritz Winter: Unbekannt	143
Prof. Karl Schmidt-Rottluff: Hans Kinkel, München	149
Ordenstagung in Bonn 1976: Bundesbildstelle, 5300 Bonn	215
Ordenstagung in Bonn 1976: Bundesbildstelle, 5300 Bonn	216
Zwischentagung in Passau 1976: Foto Hebeisen, Ludwigstr. 21, 8390 Passau	217

Ordenstagung in Frankfurt 1977: Alexander J. U. Deuss, Buchgasse 2, 6000 Frankfurt a. M. 1	218
Ordenstagung in Frankfurt 1977: Alexander J. U. Deuss, Buchgasse 2, 6000 Frankfurt a. M. 1	219
Übergabe des Ordenszeichens an Prof. Dr. Richard Ettinghausen: Bundesbildstelle, 5300 Bonn	220
Übergabe des Ordenszeichens an Prof. Kenzo Tange: Bundesbildstelle, 5300 Bonn	221
Übergabe des Ordenszeichens an Peter Huchel: Foto Hebeisen, Ludwigstr. 21, 8390 Passau	222
Übergabe des Ordenszeichens an Prof. George F. Kennan: Foto Hebeisen, Ludwigstr. 21, 8390 Passau	223
Übergabe des Ordenszeichens an Prof. Dr. Heinz Maier-Leibnitz: Foto Hebeisen, Ludwigstr. 21, 8390 Passau	224

INHALT

Öffentliche Sitzung der Mitglieder des Ordens 1976

Begrüßungsworte des Ordenskanzlers Kurt Bittel	7
Übergabe des Ordenszeichens an Richard Ettinghausen	13
Übergabe des Ordenszeichens an Kenzo Tange	18
Sir James Chadwick. Gedenkworte von Wolfgang Gentner	23
Albert Defant. Gedenkworte von Wolfgang Gentner	33
Sarvepalli Radhakrishnan. Gedenkworte von Hans-Georg Gadamer	41
Thornton Wilder. Gedenkworte von Emil Staiger	51
Werner Heisenberg. Gedenkworte von C. F. von Weizsäcker	59
Rudolf Hillebrecht: Stadtentwicklung unter veränderten Vor- aussetzungen	73

Öffentliche Sitzung der Mitglieder des Ordens 1977

Begrüßungsworte des Ordenskanzlers Kurt Bittel	99
Alvar Aalto. Gedenkworte von Rolf Gutbrod	109

Hans Rothfels. Gedenkworte von Theodor Schieder	117
Rudolf Bultmann. Gedenkworte von Hans-Georg Gadamer . .	127
Fritz Winter. Gedenkworte von Hans Wimmer	141
Karl Schmidt-Rottluff. Gedenkworte von Gerhard Marcks . .	147
Walter Rossow: Landesentwicklung unter sich ändernden Be- dingungen. Die natürlichen Grundlagen als ein neuer Faktor	155

Anhang

Aus der Chronik des Ordens (1976 und 1977)	177
1. Zuwahlen 1976 und 1977	179
2. Aushändigung der Ordenszeichen an neue Mitglieder	
Richard Ettinghausen	181
Kenzo Tange	181
Peter Huchel	182
George F. Kennan	186
Heinz Maier-Leibnitz	189
3. Tagungsberichte	
Ordenstagung in Bonn 1976	195
Zwischentagung in Passau 1976	201
Ordenstagung in Frankfurt 1977	205
Zwischentagung in Celle 1977	210
4. Bildteil	
Ordenstagung in Bonn 1976	215

Zwischentagung in Passau 1976	217
Ordenstagung in Frankfurt 1977	218
Übergabe der Ordenszeichen an	
Richard Ettinghausen	220
Kenzo Tange	221
Peter Huchel	222
George F. Kennan	223
Heinz Maier-Leibnitz	224
Mitglieder des Ordens (Stand 31. März 1978)	225
Bildnachweis	233

ISSN 0473-145 X

